

Vernon Graves

Invasion aus der Mikrowelt

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Invasion aus der Mikrowelt

Damona King Nr. 59

von Hans Wolf Sommer

erschienen am 18.05.1981

Invasion aus der Mikrowelt

»Ygarrth, ich rufe dich!«

Es war nur ein Flüstern, das über Damona Kings Lippen drang. Jemand, der nur einen Schritt hinter ihr gestanden hätte, wäre kaum in der Lage gewesen, ihre Worte zu verstehen. Aber ihr Ruf galt auch niemandem aus dieser Welt. Ihr Ruf galt einem Mann, der in einer Welt lebte, die mit dem normalen Menschenverstand gar nicht erfaßt werden konnte.

Und Damona versuchte auch nicht, den Kontakt auf herkömmliche Art und Weise herzustellen. Ihr als Weiße Hexe standen andere Mittel zur Verfügung. Die Mittel der Magie…

Mit vor der Brust gekreuzten Armen stand sie vor dem großen Spiegel ihres Schlafgemachs. Der Spiegel war alt, sehr alt sogar. Sein prächtig geschliffenes Kristallglas glänzte selbst im matten Lampenlicht wie ein Meer von Edelsteinen. Ein Antiquitätenhändler hätte ein kleines Vermögen dafür ausgegeben, dieses Schmuckstück in seine Hände zu bekommen. Aber natürlich war der Spiegel unverkäuflich. Er besaß magische Eigenschaften, die ihn einmalig machten. Unter gewissen Umständen war Damona mit seiner Hilfe sogar imstande, in ihre Zukunft zu blicken.

Im Augenblick jedoch benutzte sie ihn lediglich als eine Art Katalysator, dessen Aufgabe es war, eine Verbindung mit Zynth herzustellen. Eine Verbindung mit Zynth, einer jener Myriaden von Mikrowelten, die es im Zentrum der Erde gab und deren geheimnisvolle Existenz nur einigen wenigen Eingeweihten bekannt war.

Damona und ihr Freund Mike Hunter gehörten zu jenen Eingeweihten. Mehr noch, sie waren sogar bereits in Zynth gewesen. Und es war ihre feste Absicht, in die Mikrowelt zurückzukehren, weil sie dort noch eine Aufgabe zu erfüllen hatten. Diese Rückkehr konnten sie allerdings nicht aus eigener Kraft bewerkstelligen. Sie brauchten Hilfe. Hilfe, die von Zynth selbst ausgehen mußte. Deshalb bemühte sich Damona um Kontakt mit Ygarrth, dem zynthischen Magier, den sie bei ihrem ersten Aufenthalt in der Mikrowelt kennen und schätzen gelernt hatte.

»Ygarrth, höre mich!«

Mit halb geschlossenen Augen blickte Damona in den Spiegel. Sie nahm ihr eigenes Bild kaum wahr, denn sie befand sich in einer Art Trancezustand. Ihre Gedanken waren weit, weit weg, versuchten, die Grenze zwischen den Welten zu überwinden. Mit aller geistiger Kraft konzentrierte sie sich.

Zuerst sah es so aus, als würden ihre Bemühungen nicht von Erfolg gekrönt werden. Ihre Rufe erbrachten kein Echo, schienen im Grenzbereich der Dimensionen zu verklingen, ohne von irgend jemandem gehört zu werden.

Aber Damona dachte nicht daran aufzugeben. Sie versuchte es wieder und immer wieder.

Und schließlich kam Bewegung in die Dinge…

Die schillernde Oberfläche des Spiegels wurde matt. Die Glasfläche wirkte wie beschlagen, reflektierte nichts mehr. Dann, ein paar Augenblicke später, erschien im Zentrum den Spiegels ein wellenartiges Muster, ein Wirbel hin und her tanzender Linien. Diese Linien formten sich zu einer silbern glänzenden Kugel, über deren Oberfläche Nebelschwaden hinwegzogen.

Die Nebelschwaden lichteten sich nach einer Weile, gaben den Blick

frei ins Innere der Kugel.

Und dort, plastisch und zum Greifen nahe, sah Damona ein Gesicht. Das Gesicht eines Mannes mit silbergrauem Haar und einem langen Bart.

Das Gesicht Ygarrths!

Tief atmete Damona auf.

Sie hatte es geschafft! Es war ihr gelungen, die Verbindung mit der Mikrowelt herzustellen.

Die dunklen Augen des Magiers aus Zynth zeigten einen verwunderten Ausdruck.

»Wer hat mich gerufen?« fragte er mit gerunzelter Stirn.

Seine Stimme klang so deutlich, so klar, daß man denken konnte, er stünde mitten in Damonas Schlafgemach. Aber dieser Eindruck täuschte, denn tatsächlich hatte der alte Mann seine Welt nicht verlassen.

Damona lächelte.

»Erkennst du mich nicht wieder, Ygarrth?« fragte sie zurück.

Der Magier aus Zynth kniff die Augen zusammen.

»Damona… King?«

Ganz zögernd kamen seine Worte, so als sei er sich seiner Sache auch jetzt noch nicht sicher.

Damona nickte. »Ja, ich bin es. Wer sonst sollte sich aus dieser Welt mit dir in Verbindung setzen?«

Ygarrth hob die Brauen.

»Deine magischen Kräfte sind in der Tat erstaunlich«, stellte er fest. »Nur wenigen ist es bisher gelungen, einen Ruf nach Zynth zu senden.«

Der Magier aus der Mikrowelt machte eine Pause, sprach dann weiter, wobei seine Stirn ihre nachdenklichen Runzeln nicht verlor.

»Was willst du von mir, Damona King?«

»Ich möchte dich um einen Gefallen bitten«, sagte Damona.

»Einen Gefallen?«

»Ja. Ich möchte dich bitten, das magische Tor zwischen deiner und meiner Welt noch einmal zu öffnen.«

»Warum?« fragte Ygarrth wie aus der Pistole geschossen.

»Ist das so schwer zu erraten?«

Die Augen des Magiers wurden ganz schmal. »Du willst nach Zynth kommen?«

Damona nickte. »Ich und Mike Hunter.«

Energisch schüttelte Ygarrth den Kopf. »Nein, dazu reiche ich meine Hand nicht. Du weißt, aus welchem Grunde, nicht wahr?«

»Du fürchtest, daß ich wieder deine eigenen magischen Kräfte blockiere?«

»Natürlich.«

Die Befürchtungen des Magiers waren grundsätzlich nicht ohne Berechtigung. Bei ihrem ersten Aufenthalt in der Mikrowelt hatten sich Damonas Hexenkräfte und das magische Potential Zynths gegenseitig aufgehoben. Es war nur allzu verständlich, daß Ygarrth nur sehr wenig daran lag, seine übernatürlichen Fähigkeiten abermals zu verlieren.

Aber Damona konnte den Magier beruhigen.

»Du brauchst in dieser Beziehung keine Angst zu haben«, versicherte sie ihm. »Es wird diesmal ganz bestimmt nicht zu einem magischen Patt kommen.«

»Nur dann nicht, wenn ich dich wieder in einen scheintoten Zustand versetze, ich weiß.«

So war es beim ersten Zusammentreffen mit Ygarrth gewesen. Der Magier hatte Damonas magisches Potential auf diese Weise lahmgelegt, so daß seine eigenen Hexenkräfte wieder wirksam werden konnten.

»Nein«, sagte Damona, »ich habe inzwischen eine andere Möglichkeit gefunden, mein magisches Potential zu kontrollieren.«

»Und zwar?«

»Selbsthypnose!«

Sekundenlang sagte Ygarrth nichts. Dann nickte er langsam.

»Ja«, sagte er, »wenn du dazu in der Lage bist…«

»Ich bin es, Ygarrth!« Wieder nickte der Magier.

»Ich glaube es dir, Damona King«, meinte er. »Aber sag mir eins – aus welchem Grunde willst du nach Zynth zurückkehren?«

»Wie du weißt, befinden sich noch drei junge Frauen aus meiner Welt in der Gewalt der Zoronen. Ich kann die Mädchen nicht einfach ihrem Schicksal überlassen.«

Ygarrth dachte nach, lange und ausgiebig. Schon begann Damona zu fürchten, daß er ihre Bitte abschlagen würde. Zum Glück sah sie sich in dieser Annahme jedoch getäuscht.

»Es sei«, sagte der Magier schließlich. »Wenn der Mond zum dritten Mal am Himmel steht, wird das Tor nach Zynth geöffnet sein.«

»Ich danke dir, Ygarrth«, erwiderte Damona. »Ich danke dir von ganzem Herzen. Du wirst deinen Entschluß ganz bestimmt nicht zu bereuen brauchen.«

»Das will ich hoffen, Damona King.«

Ein dünner grauer Schleier überzog die Kugel. Ygarrth war im Begriff das Gespräch zu beenden.

»Warte!« rief Damona schnell.

Der Grauschleier verflüchtigte sich wieder.

»Was willst du noch?« fragte der Magier.

»Das magische Tor wird an derselben Stelle errichtet werden wie bei unserem letzten Besuch?«

»Ja«, bestätigte Ygarrth. »Nur an dieser einen Stelle ist die Grenze zwischen unseren Welten brüchig genug, um ein Loch in die Dimensionsmauer zu reißen.«
»Dann werden wir in Zynth auf der Insel der Druiden herauskommen, richtig?«
»So ist es.«
»Hm«, machte Damona. »Nicht zufrieden?«
»Doch, natürlich«, beeilte sich Damona zu sagen. »Es ist nur…«
»Ja?«
»Die Insel der Druiden stellt uns vor einige Probleme. Sie liegt einsam und abgelegen. Außerdem ist sie unbewohnt.«
Der Magier lächelte. »Du willst, daß ich euch abholen lasse?«
»Darf ich dich darum bitten?«
»Gut«, sagte Ygarrth, »ich werde euch Crok und Gyf schicken. Wir sehen uns…«
Jetzt war Damona rundherum zufrieden. Noch einmal bedankte sie sich überschwenglich. Niemals würde sie dem Magier sein Entgegenkommen vergessen.
Nebelschleier wallten auf und hüllten die Kugel von allen Seiten ein. Es dauerte nicht lange, dann war diese ganz verschwunden. Das Glas des Kristallspiegels war wieder zu normalem Kristallglas geworden. Der Kontakt mit der Mikrowelt im Zentrum der Erde hatte ein Ende gefunden.
Damona wandte sich ab.
Drei Tage hatte sie jetzt noch Zeit, um ihre Vorbereitungen zu treffen.

***

»Darf ich dich darum bitten?« fragte die junge Frau mit dem pechschwarzen Haar und lächelte dabei wie ein gefallener Engel, der den Herrn der Schwarzen Heerscharen verführen wollte.
»Gut«, antwortete der fluchwürdige Weiße Magier, »ich werde euch Crok und Gyf schicken. Wir sehen uns…«
Die fernen Stimmen, die wie Sphärenklänge auf Goodor eindrangen, verklangen. Das Bild im magischen Fenster verblaßte, verschwand schließlich ganz. Aber das machte dem Dämonen nichts aus. Er hatte genug gehört und gesehen.
Goodor zitterte vor Erregung. Geifer troff aus seinem Schuppenmaul, und die wäßrigen Froschaugen leuchteten in selbstzufriedenem Triumph.
Er hatte Erfolg gehabt! Urian, das gestrenge Oberhaupt seiner Familie, würde zufrieden mit ihm sein und ihm sicherlich eine Belohnung nicht versagen.
Hastig erhob er sich und verließ seinen Beobachtungsposten. Er

mußte jetzt auf dem schnellsten Weg zu Urian.
Wie es dem Oberhaupt einer großen mächtigen Familie gebührte, lebte Urian in einem prächtigen Palast. Feuerlohen umwaberten den oktaederförmigen Bau. Rauchwolken stiegen von den Mauern und Zinnen empor und verbreiteten betäubende Gerüche, die das Herz jedes Dämonen zum Frohlocken brachten. Goodor wünschte sich, eines Tages ebenfalls ein solches Haus sein eigen nennen zu können.
Am großen Hauptportal standen zwei Alligatordämonen Wache.
Mit ausdruckslosen, starren Augen blickten sie dem Ankömmling entgegen.
»Laßt mich durch«, sagte Goodor drängend.
Die beiden Kreaturen mit den gepanzerten Schädeln machten keine Anstalten, ihm den Weg freizugeben.
»Warum?« fragte der eine.
»Ich muß sofort zu Urian!«
»Das wollen viele, Froschgesicht!«
Die beleidigende Anrede erbitterte Goodor. Aber er mußte sie sich gefallen lassen. Kräftemäßig war er den beiden in jeder Beziehung unterlegen. Nicht ohne Grund hatte Urian ausgerechnet sie mit der Aufgabe der Torwache betraut.
»Ich habe wichtige Nachrichten für den Herrn«, sagte Goodor.
»Sehr wichtige Nachrichten!«
Die beiden Wächter lachten und zeigten dabei zwei Reihen mörderischer Reißzähne.
»So, so«, spottete der eine, »willst du Urian erzählen, daß Luzifer ihn verstoßen hat?«
»Ich sage nur einen Namen«, erwiderte Goodor. »Damona King!«
Der Name der berüchtigten Weißen Hexe war selbst primitiven Dämonen wie den beiden Alligatorkreaturen ein Begriff. Sie klappten ihre zähnestarrenden Rachen zu und wurden ganz ernst. Ohne weitere Widerworte ließen sie ihn passieren.
Wenig später stand Goodor vor seinem Familienoberhaupt. Urian war dabei, die Quadratur des Kreises mit magischen Mitteln zu berechnen. Die Störung durch seinen Untertan mißfiel ihm über alle Maßen. Ärgerlich ruckte sein mächtiger Saurierschädel herum. Voller Unwillen fixierten seine abgrundtiefen Augen den vor ihm Stehenden.
»Was willst du, Froschgesicht?« grollte er.
Diesmal fühlte sich Goodor durch die abwertende Anrede nicht gekränkt. Urian stand in der Rangfolge so weit über ihm, daß von einer Beleidigung gar keine Rede sein konnte.
»Ich bitte um Vergebung, Herr«, dienerte er unterwürfig. »Aber ich habe etwas in Erfahrung gebracht, was du unbedingt wissen solltest.«
»So sprich!«
Goodor wischte sich den Geifer vom Maul, den der Eifer

hervorgerufen hatte.

»Du hattest mich mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, die abtrünnige Hexe Damona King zu beobachten.«

»Ich weiß, welche Befehle ich dir gab, Froschgesicht«, zischte Urian. »Was hast du in Erfahrung gebracht – ein neues Verbrechen der Verräterin?«

»Nein.«

»Sondern?«

»Damona King wird ihr Hexenpotential aus freien Stücken vollkommen lahmlegen!«

»Was?«

Vergessen war die Quadratur des Kreises. Urian interessierte sich jetzt nur noch für die Hexe, die dem Reich der Finsternis mit ihren außerordentlichen Fähigkeiten schon so manche schwere Niederlage beigebracht hatte.

»Erzähle!« befahl er.

Und Goodor erzählte.

Er berichtete von dem Ruf, den er aufgefangen hatte, berichtete von dem Gespräch zwischen Damona King und Ygarrth, dem Magier aus der Mikrowelt Zynth.

Aufmerksam hörte der Dämonenfürst zu. Kein Wort von dem, was sein Untertan sagte, entging ihm. Ein kaltes Leuchten trat in seine nachtschwarzen Augen.

»Das ist die Gelegenheit, auf die wir schon lange gewartet haben«, stieß er hervor, nachdem Goodor mit seinem Bericht zu Ende gekommen war. »Eine Damona King, die von ihren Kräften keinen Gebrauch machen kann…«

Sekundenlang sagte er kein Wort, dann blickte er Goodor an.

»Du hast deine Sache sehr gut gemacht, Froschgesicht«, sagte er anerkennend.

Das Lob ging Goodor runter wie siedendes Öl. Es kam sehr selten vor, daß Urian freundliche Worte für einen seiner Untertanen fand.

Aber der Freude folgte sofort die Ernüchterung. Urians Augen wurden abweisend.

»Was willst du noch hier, Froschgesicht?« grollte er.

»Ich…«

»Verschwinde! Ich habe mit Asmodis zu reden. Da kann ich einen Unterling wie dich nicht gebrauchen.«

Das verstand Goodor.

Er ging. Aber er hoffte, daß sich das Familienoberhaupt seiner erinnern würde.

Wenn die Weiße Hexe Damona King vernichtet war…

***

Schon am nächsten Tag trafen Damona King und Mike Hunter in Blairgowrie ein.
Blairgowrie war eine kleine Stadt am Fuße der Strathmore Hills.
Die Bewohner der Gegend nährten sich mehr schlecht als recht von der Schafzucht und einigen Handwerks- und Gewerbebetrieben, von denen eine Torfstecherei noch der größte war. Das unweit der Stadt gelegene Kintilloch-Moor schuf die Grundlagen für ihre Existenz.
Wie bei ihrem ersten Besuch in Blairgowrie stiegen Damona und Mike wieder in dem kleinen Hotel ab, das sich sinnigerweise »Drunkard's Inn« nannte. Aber der Name täuschte. Die Trunkenheit der Gäste hielt sich in Grenzen.
Als die beiden das letzte Mal in Blairgowrie gewesen waren, hatte eine ziemlich große Aufregung geherrscht. Ein Ungeheuer hatte die Gegend unsicher gemacht und drei junge Frauen verschleppt. Reporter waren aus allen Himmelsrichtungen herbeigeströmt und hatten die Stadt mit Hektik erfüllt. Jetzt war Blairgowrie wieder zu seiner gewohnten Schläfrigkeit zurückgekehrt.
Trotzdem konnte für Damona und Mike keine Rede von Ruhe und Beschaulichkeit sein. Schon der Wirt des Drunkard's Inn, ein feister, kleiner Bursche mit spiegelglatter Glatze, behelligte sie mit neugierigen Fragen.
»Sind Sie wieder auf der Spur des Ungeheuers?« erkundigte er sich, kaum daß die beiden ihre Koffer abgesetzt hatte.
»Ganz recht«, erwiderte Damonas Freund und Generalbevollmächtigter kurz und knapp. »Können wir ein Doppelzimmer haben?«
»Sicher, sicher«, sagte der Glatzkopf. »Dasselbe wie beim letzten Mal, ja? Sie wissen Bescheid.«
Service wurde in diesem Hause kleingeschrieben. Es kam niemand, um ihre Koffer nach oben zu bringen. Mike griff deshalb achselzuckend selbst danach.
Der Wirt hielt ihn jedoch noch zurück. »Für welche Zeitung arbeiteten Sie doch noch?«
»Wie? Ach so, ja, wir schreiben für die Occult World.«
Mike hatte schon bald wieder vergessen, daß sie bei ihrem ersten Besuch in die Rolle von Journalisten geschlüpft waren, um unauffällig Nachforschungen anstellen zu können. Schließlich durfte niemand erfahren, daß Damona eine Weiße Hexe war und sich aus ganz anderen Gründen für »Ungeheuer« interessierte als der normale Durchschnittsmensch.
»Komisch«, blieb der Wirt hartnäckig, »ich wollte mir mal eine Exemplar der Occult World beschaffen, aber das gibt's ja nirgends!«
Mike lächelte. »Hier in Blairgowrie vielleicht nicht. In London können Sie es jedenfalls an jeder Straßenecke kaufen.«

Das war eine glatte Unwahrheit, denn tatsächlich existierte ein Blättchen namens Occult World überhaupt nicht. Aber das mußte man dem neugierigen Einheimischen ja nicht auf die Nase binden.

Bevor der Mann weitere Fragen stellen konnte, hatten sich Mike und Damona auf den Weg zu ihrem Zimmer gemacht.

Aber auch dort hatten sie nicht lange Ruhe. Nach etwa zehn Minuten klopfte es an die Tür.

Damona und Mike blickten sich an.

»Ob uns der so überaus zuvorkommende Wirt einen Nachmittagstee präsentiert?« mutmaßte Mike.

»Lassen wir uns überraschen«, gab Damona zurück.

»Herein«, rief Mike.

Die Tür wurde geöffnet.

Es war nicht der Wirt, der eintrat. Es war ein junger Mann mit fahlblonden Haaren, groß und breitschultrig. Er hatte ein offenes Gesicht, dem jetzt allerdings eine gewisse Befangenheit anzusehen war.

»Ja, bitte?«

Auf der Bettkante sitzend blickte Damona den jungen Mann mit fragenden Augen an.

»Entschuldigen Sie die Störung«, sagte dieser. »Mein Name ist Timothy Miliar.«

»Sehr schön, Mr. Miliar«, schaltete sich Mike ein. »Was verschafft uns die Ehre Ihres Besuchs?«

»Mein Name sagt Ihnen nichts?«

Mike zuckte die Achseln. »Nicht, daß ich wüßte. Wenn Sie vielleicht so freundlich wären…«

»Timothy Miliar?« meldete sich Damona zu Wort. »Sie sind der Freund Mary-Ann Murchisons, richtig?«

Mary-Ann Murchison war eines der drei Mädchen, die in die Mikrowelt Zynth verschleppt worden waren.

»Ja«, bestätigte der junge Mann, »Mary-Ann ist meine Freundin.«

Seine Miene bewölkte sich. »Oder müßte ich besser sagen, Mary-Ann… war meine Freundin?«

»Sie fragen sich, ob Ihre Freundin noch lebt?«

»Ja«, sagte Timothy Miliar beinahe heftig. »Und… lebt Mary-Ann noch?«

Damona und Mike sahen sich an.

Als sie Zynth vor ein paar Wochen verlassen hatte, waren Mary-Ann Murchison und die anderen beiden Mädchen noch am Leben gewesen. Und es bestand Hoffnung, daß sich daran bis jetzt nichts geändert hatte. Aber konnten sie das dem jungen Mann sagen? Eigentlich nicht, denn damit hätten sie zugeben müssen, daß sie vielmehr von den Dingen wußten, als sie zugeben wollten. Das Geheimnis, daß Damona

eine Weiße Hexe war, mußte jedoch unter allen Umständen gewahrt bleiben.
Mike räusperte sich. »Wie kommen Sie auf den Gedanken, daß gerade wir Ihnen sagen können, ob Ihre Freundin noch lebt?«
»Wissen Sie es nicht?«
»Nein, leider nicht.«
Timothy Miliar biß sich auf die Unterlippe, nagte unschlüssig daran herum. Dann gab er sich einen Ruck.
»Ich glaube Ihnen nicht«, sagte er. »Sie wissen Bescheid über das Ungeheuer, das Mary-Ann entführt hat. Ich bin sogar überzeugt davon, daß Sie für das Auftauchen des Scheusals verantwortlich sind!«
Der junge Mann hatte ziemlich genau ins Schwarze getroffen. Damona und Mike hatten einige Mühe, sich das nicht anmerken zu lassen. Ja, sie wußten, wer das Ungeheuer war: ein Uunra, ein primitiver Eingeborener von Zynth, dessen Erscheinen in Blairgowrie tatsächlich nur den Zweck gehabt hatte, Damona in die Mikrowelt zu locken.
»Sie sprechen große Worte gelassen aus«, erwiderte Mike nach kurzem Zögern. »Ich muß Sie noch einmal fragen, wie Sie zu der Ansicht kommen, daß zwei einfache Reporter wie wir…«
»Sie sind keine einfachen Reporter«, redete Miliar dazwischen.
»Miß King ist die Eigentümerin des weltweiten King-Konzerns, und Sie sind Ihr Generalbevollmächtigter!«
Wieder zeigte sich der junge Mann gut informiert. Damonas und Mikes wahre Identität war allerdings niemals ein Geheimnis gewesen.
»Sie haben völlig recht«, gab Mike zu. »Trotzdem sind wir hier in Blairgowrie nur in unserer Eigenschaft als Reporter. Die Zeitschrift, für die wir tätig sind, ist ein neues Projekt des King-Konzerns, und wir…«
»Shit«, sagte Timothy Miliar und stampfte mit dem rechten Fuß auf den Boden.
»Also, ich muß schon sagen, Mr. Miliar…« Damona schüttelte mißbilligend den Kopf. »Der Ton, den Sie hier anschlagen, gefällt mir gar nicht.«
»Die Art und Weise, in der Sie mich hier für dumm verkaufen wollen, gefällt mir auch nicht!«
»Niemand will Sie für dumm verkaufen, Mr. Miliar.«
»Doch!« beharrte der junge Mann auf seiner Ansicht. »Daß Sie sich hier als Reporter ausgeben… Reine Tarnung, sage ich! Es gibt nämlich gar keine Zeitschrift, die Occult World heißt. Ich habe mich eingehend erkundigt – nicht zuletzt auch bei der Presseabteilung des King-Konzerns.«
Ein gründlicher junger Mann, dachte Damona. Sie konnte Miliar nicht einmal ernstlich böse sein. Zum einen lag er mit seinen Vermutungen gar nicht so falsch. Und zum zweiten sprach natürlich

die Sorge um seine verschwundene Freundin aus ihm. Er hatte also Anspruch darauf, daß man ihm seine Grobheit verzieh.

Ohne weiter auf die nicht existierende Zeitschrift einzugehen, ergriff Damona wieder das Wort.

»Sie sprachen von Tarnung, Mr. Miliar. Was wollen wir Ihrer Meinung nach denn tarnen?«

Timothy Miliar zögerte mit der Antwort, so als müsse er erst eine gewisse Scheu überwinden, das auszusprechen, was ihm auf der Zunge lag. Und als er dann weitersprach, präsentierte er seinen beiden Gesprächspartnern in der Tat ziemlich starken Tabak.

»Experimente«, sagte er mit flackernden Augen. »Verbotene Experimente mit Menschen, die Sie aus nächster Nähe studieren wollen!«

»Wie?«

Damona und Mike fragten es wie aus einem Munde. Sie waren einigermaßen fassungslos.

»Dieses Ungeheuer…«, redete der junge Mann weiter. »Bestimmt ist es irgendeine abartige Züchtung aus einem Geheimlabor des King-Konzerns. Und Mary-Ann und die anderen beiden verschwundenen Mädchen sind …«

»Sind was?«

»Testpersonen, die sie ebenfalls in Ungeheuer verwandeln wollen!«

Mike konnte nicht anders. Er mußte lachen, laut und herzhaft, aus vollem Halse.

»Na klar«, prustete er, »Sie haben vollkommen recht. Der King-Konzern arbeitet im Auftrag des Verteidigungsministeriums. Wir schaffen einen vollkommenen neuen Soldatentyp – groß, stark und unbesiegbar!«

»Ah, Sie geben es also zu!«

Timothy Miliar, der bisher an der Tür gestanden hatte, setzte sich blitzschnell in Bewegung. Mit ein paar Schritten war er bei Mike, der in einem Sessel in der Nähe des Fensters saß. Im nächsten Augenblick fühlte sich Damonas Freund am Kragen gepackt und aus dem Sessel hochgerissen.

»He, was soll denn…«

Mikes Protestworte erstickten in einem Gurgeln. Timothy Millars Pranken legten sich um seinen Hals und drückten ihm die Luft ab.

»Ich mache dich kalt, du Hund«, zischte der junge Mann. »Bei Gott, ich mache dich kalt!«

Damona sprang von der Bettkante hoch.

»Hören Sie sofort auf, Mr. Miliar«, sagte sie scharf. »Merken Sie denn nicht, daß Mr. Hunter nur einen Scherz gemacht hat?«

Miliar hörte gar nicht zu. Zorn und Verbitterung hatten ihn wie von Sinnen gemacht. Die Adern an seinen Schläfen pulsten heftig, und

seine Augen glitzerten.

Damona machte zwei Schritte auf ihn zu.

Aber es war nicht nötig, daß sie eingriff. Mike Hunter konnte sich ganz allein helfen. Bevor er Damona kennengelernt hatte, war er als Versicherungsdetektiv tätig gewesen. Bei diesem Job hatte er des öfteren mit gewalttätigen Burschen zu tun gehabt, die zur Räson gebracht werden mußten. Er kannte einige Tricks, die nicht von schlechten Eltern waren.

Schon lockerte sich der Griff des jungen Mannes: Aber noch ließ er den Hals seines Widersachers nicht los.

Mike sah sich gezwungen, noch mehr Druck auszuüben.

Stöhnend öffneten sich Timothy Millars Finger. Schmerz verzerrte sein Gesicht.

Mike war frei. Er hätte jetzt keine Schwierigkeiten gehabt, seinen Gegner außer Gefecht zu setzten. Aber er verzichtete auf eine solche Aktion, beschränkte sich darauf, Miliar einen Stoß zu versetzen, der diesen ein paar Schritte zurücktorkeln ließ.

Zunächst mußte Mike ein paarmal kräftig durchatmen, bevor er seine Sprache wiederfand. Diese Chance wollte Timothy Miliar nutzen. Erneut drang er auf Mike ein.

Aber dem reichte es jetzt. Als Miliar mit erhobenen Fäusten auf ihn losstürmte, machte er einen schnellen Sidestep. Ein wilder Schwinger des jungen Mannes ging ins Leere.

Dann schlug Mike selbst zu.

Es war ein kurzer, trockener Schlag, der Miliar genau am Kinnwinkel traf.

Timothy Miliar stand wie vom Donner gerührt. Seine Augen bekamen einen leicht glasigen Ausdruck. Einen Augenblick lang sah es so aus, als würden ihm die Beine wegknicken. Das geschah dann aber doch nicht. Der junge Mann fing sich wieder. Sein Blick verlor das Verschwommene.

Mike wappnete sich gegen die nächste Attacke, die jedoch ausblieb. Wortlos wandte sich Timothy Miliar ab, ging zur Tür und verließ das Zimmer.

»Uff«, sagte Mike und rieb sich seinen malträtierten Hals. Er blickte Damona an. »Mußt du in deinem, bösartigen Konzern verbotene Experimente durchfuhren?«

Damona fand den müden Scherz gar nicht so lustig.

***

Achat-Lho schlug die Plane zurück und betrat das Zelt Vul-Ghors des Großen.

»Ihr habt mich rufen lassen, großer Lhar?« Ehrerbietig neigte er den Kopf.

Mit schmerzverzerrtem Gesicht lag der Stammesführer der Tzu-Kha auf seinem Feilager. Als er seines Leibzauberers ansichtig wurde, richtete er sich ächzend in eine halb sitzende Stellung auf.

»Mein Bein ist verletzt«, stöhnte er. »Heile es!«

Einer der beiden Leibwächter des Lhars gab Achat-Lho einen derben Stoß in den Rücken.

»Los, mach schon, Scharlatan!«

Achat-Lho merkte sich das Gesicht des Mannes. Zu gegebener Zeit würde er sich der unverschämten Respektlosigkeit des Kriegers erinnern. Dem Kerl mußte vor Augen geführt werden, daß der Leibzauberer des Lhars nicht irgend jemand war. Aber jetzt war nicht der rechte Augenblick, seinen Status herauszukehren. Jetzt hatte das Wohlergehen Vul-Ghors Vorrang.

Beflissen trat Achat Lho an das Lager des Stammesführers heran und beugte sich über den verletzten Mann.

Ein schmutziges, blutdurchtränktes Tuch schlang sich um das rechte Bein – drei Handbreit über dem Knie. Offensichtlich hatte sich Vul-Ghor während der verhängnisvollen Schlacht gegen die Horden der Agh-Whor selbst provisorisch versorgt. Das hatte er nicht sehr fachmännisch getan, aber es war ihm immerhin gelungen, die Blutung zum Stillstand zu bringen.

Achat-Lho legte Hand an den Notverband und löste ihn vorsichtig. Der Lhar biß sich auf die Lippen, konnte aber einen Schmerzenslaut doch nicht vermeiden.

Die Wunde lag frei, ein tiefer Schnitt, der wohl von einem Schlag mit dem Kurzschwert herrührte.

»Und?« ächzte der Stammesführer. »Kannst du mich sofort wieder gesund machen?«

»Sofort?«

»Ja! Ich muß wieder auf den Beinen sein, um die Entscheidungsschlacht gegen die Agh-Whor zu befehligen!«

Was der Lhar da sagte, gefiel Achat-Lho ganz und gar nicht.

Entscheidungsschlacht gegen die Agh-Whor?

Gleichgültig ob Vul-Ghor wieder auf den Beinen war oder nicht – zum gegenwärtigen Zeitpunkt konnte ein weiterer Waffengang mit den Kriegern des feindlichen Stammes nur mit einer vernichtenden Niederlage für die Tzu-Kha enden. Zu groß waren die Verlust der jüngsten Schlacht gewesen. Mehr als die Hälfte der eigenen Leute hatten den Kampf nicht überlebt. Und von denen die davongekommen waren, hatten fast alle mehr oder weniger schwere Blessuren abbekommen. Er würde Tage brauchen, um aus den momentanen Krüppeln wieder kampffähige Krieger zu machen.

»Der Lhar hat dich etwas gefragt, Scharlatan«, knurrte der Leibwächter, der Achat-Lho kurz zuvor schon einmal unangenehm

aufgefallen war. »Antworte gefälligst!«

Wenn eine Sehne durchtrennt war, würde es Schwierigkeiten geben. Ansonsten sah Achat-Lho keine Probleme.

»Versuche es«, ächzte der Stammesführer.

Der Zauberer nickte und machte sich unverzüglich an die Arbeit.

Er kniete vor dem Lager nieder und sammelte sich innerlich. Seine Lippen murmelten Beschwörungsformeln, die er mit schlangenförmigen Armbewegungen untermalte. Schon spürte er, wie die heilenden Kräfte in seine Hände strömten. Er legte die Rechte auf die Beinwunde des Lhars, sprach dabei weitere Gebete an die Götter.

Blaue Flämmchen zuckten zwischen Achat-Lhos Fingern hervor.

Das Feuer verbrannte die Haut nicht, war vielmehr so kalt wie das Eis der Tho-Ghu-Berge.

Vul-Ghor zuckte zusammen, als er spürte, wie der Frost in sein verletztes Bein kroch. Aber dies war nicht das erste Mal, daß sein Leibzauberer eine seiner Verletzungen geheilt hatte. Er blieb ganz ruhig liegen, um den Kontakt mit der Hand Achat-Lhos nicht zu verlieren. Eine knappe Minute später war alles vorbei. Achat-Lho zog die Hand zurück und stand auf.

»Erhebt euch, großer Lhar«, sagte er und hoffte dabei inständig, daß keine Sehne von dem Schwerthieb durchtrennt worden war. In diesem Fall hatte es der Stammesführer noch keineswegs überstanden. Um eine echte Tiefenwirkung zu erzielen, waren seine magischen Kräfte doch zu schwach.

Auf den ersten Blick sah alles gut aus. Die Wunde hatte sich vollkommen geschlossen. Nur das geronnene Blut ringsum deutete noch daraufhin, daß es überhaupt eine Verletzung gegeben hatte.

Der Lhar brachte sich in eine sitzende Stellung, stellte den Fuß des verletzten Beines auf den Erdboden.

Scheinbar gleichmütig, tastsächlich aber voller innerer Spannung sah Achat-Lho zu, wie sich der Stammesführer auf beide Beine stellte. Wenn ihm jetzt der rechte Fuß wegknickte, würde sein Zorn keine Grenzen kennen.

Der Fuß knickte nicht weg!

Vul-Ghor stand wie ein mhirghanischer Riesenbaum. Nicht im geringsten war ihm anzumerken, daß er noch vor Sekunden gehunfähig auf den Fellen gelegen hatte.

Er lachte. So sehr, daß die Enden seines bis zum Kinn hinunterhängenden, dünn ausrasierten Oberlippenbartes zitterten. Die harten Züge seines scharf geschnittenen Gesichts wurden weich.

»Komm an mein Herz, Zauberer«, dröhnte er. »Deine Hände sind wahrlich von den Göttern gesegnet!«

Er stürzte auf Achat-Lho zu und umschlang ihn mit seinen sehnigen Armen. So kräftig drückte er seinen Retter an sich, daß diesem

beinahe die Luft ausging.

»Meine Dankbarkeit ist groß«, sagte er, nachdem er Achat-Lho wieder freigegeben hatte. »Wünsche dir etwas! Soweit es in meiner Macht steht, werde ich deinen Wunsch erfüllen.«

Diese Worte hörte Achat-Lho gerne. Und er brauchte auch nicht lange zu überlegen, welchen Wunsch er äußern sollte. Es gab da einen Leibwächter…

Er drehte sich um, deutete mit ausgestreckter Hand auf den Krieger der ihn einen Scharlatan genannt hatte.

»Dieser Mann hat mich zutiefst gekränkt, großer Lhar«, sagte er.

»Mein Herzenswunsch wäre es, seinen Kopf rollen zu sehen!«

Die braune Gesichthaut des Leibwächters nahm einen aschefarbenen Ton an.

»Großer Lhar«, preßte er hervor, »Ihr werdet doch nicht…«

»Schweig!« donnerte Vul-Ghor.

Sofort preßte der Krieger die Lippen zusammen. Das Wort des Lhars war Gesetz. Kein Tzu-Kha hätte es gewagt, dagegen zu verstoßen. Auch dann nicht, wenn es um das nackte Leben geht.

Vul-Ghor blickte seinen Leibzauberer an. »Muß es unbedingt sein Kopf sein? Bist du nicht zufrieden, wenn der Mann hundert Hiebe mit der Knute erhält? Wenn du willst, kannst du sie ihm höchstpersönlich verabreichen.«

Achat-Lho schüttelte den Kopf. »Ihr verspracht, mir jeden Wunsch zu erfüllen, dessen Erfüllung in eurer Macht liegt. Es liegt in eurer Macht, über Leben und Tod dieses Mannes zu entscheiden!«

»Du verlangst also seinen Kopf?«

»Ja!«

»Es sei«, seufzte der Stammesführer. »Niemand soll dem Sohn des mächtigen Vul-That nachsagen, er würde seine Versprechen nicht halten.«

Ergab dem anderen Leibwächter einen Wink.

»Tu was der Zauberer verlangt!« befahl er.

Der Krieger zögerte. »Großer Lhar…«

»Tu es!«

Der Leibwächter bedachte Achat-Lho mit einem brennenden, haßerfüllten Blick. Aber er gab seinen inneren Widerstand gegen den Befehl Vul-Ghors auf. Mit einem schnellen Griff zog er sein Kurzschwert hervor und nahm Kampfstellungen.

Der zum Tode Verurteilte machte keine Anstalten, seine eigene Waffe zu zücken, um sich zu verteidigen. Er schlug die Augen nieder und neigte ergeben den Kopf.

»Verzeih mir, Uht-Whir«, sagte der zweite Leibwächter mit leiser Stimme.

Dann zuckte die Klinge durch die Luft…

»Ich danke Euch für Eure Großzügigkeit, großer Lhar«, sagte Achat-Lho zufrieden.

Der Tod des Kriegers würde allen eine Warnung sein, die da meinten, daß man dem Leibzauberer des Lhar weniger Respekt entgegenzubringen brauchte als dem Lhar selbst.

»Benötigt Ihr meine Dienste noch?« fragte er den Stammesführer.

»Nein«, erwiderte dieser, »du kannst gehen.«

Das Gesicht Vul-Ghors hatte einen düsteren Ausdruck angenommen. Es war offensichtlich, daß ihn die Tötung des Leibwächters betroffen machte, auch wenn er selbst den Hinrichtungsbefehl gegeben hatte. Keine Frage, daß er seinem Leibzauberer innerlich grollte.

Aber Achat-Lho konnte mit diesem Groll leben. Schließlich würde es nicht lange dauern, bis der Lhar erneut seiner heilenden Hände bedurfte. Deshalb bestand kaum Anlaß, für Leib und Leben zu fürchten.

Der Zauberer wollte gerade das Zelt verlassen, als die Plane der Eingangsöffnung heftig zur Seite gerissen wurde. Ein Krieger stürmte herein.

»Großer Lhar, ich bringe böse Kunde!«

Vul-Ghors Augenbrauen zogen sich zusammen.

»Sprich«, befahl er unwirsch.

Der Krieger schluckte und wischte sich ein paar Schweißtropfen von der Stirn.

»Wir sitzen in einer tödlichen Falle«, tat er dann kund. »Die Agh-Whor haben unser Lager von allen Seiten umzingelt. Es gibt kein Entkommen für uns, denn ihre Übermacht ist erdrückend!«

Vul-Ghor verfärbte sich. »Ist das wahr?«

»So wahr Ghal-Dor eine Scheibe ist«, bekräftigte der Krieger und legte die Hand aufs Herz. »Unsere Kundschafter berichten alle dasselbe. Die Umzingelung ist lückenlos!«

Achat-Lho wußte ebensogut wie der Lhar, was diese Nachricht zu bedeuten hatte: den Tod für alle Tzu-Kha. Die Agh-Whor kannten keine Gnade.

Mit blitzenden Augen wandte sich Vul-Ghor an seinen Leibzauberer. Er machte eine fordernde Handbewegung.

»Tu etwas«, verlangte er. »Verzaubere die Agh-Whor. Laß ihre Arme erlahmen und ihre Augen erblinden!«

Achat-Lho fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, die plötzlich ganz trocken geworden waren.

»Das… kann ich nicht, großer Lhar«, erwiderte er stockend. »Meine Kräfte sind nicht groß genug, um ein ganzes Heer kampferprobter Krieger zu verzaubern.«

Und das weißt du auch ganz genau, Vul-Ghor! fügte er in Gedanken hinzu. Denn wenn ich die Macht hätte, jeden Feind zu besiegen, gäbe

es auf Ghal-Dor schon längst keine Krieger mehr außer denen der Tzu-Kha.

Aber der Lhar schien das jetzt nicht wahrhaben zu wollen. Weil er sich und den Stamm in einer verzweifelten, ausweglosen Lage sah?

Oder weil der Ärger über den Tod seines Leibwächters noch immer sein Denken bestimmte? Es spielte keine Rolle, was nun seine Beweggründe waren. In jedem Fall griff er nach seinem Schwert und hob es unmißverständlich.

»Verzaubere die Agh-Whor«, verlangte er abermals. »Oder, bei Ur-Ihan, du stirbst hier und jetzt!«

Flucht! schrie es in Achat-Lho. Nur die Flucht konnte ihn jetzt noch retten.

Er warf einen hastigen Blick zum Zelteingang.

Und sah den Leibwächter des Stammesführers, der ebenfalls sein Schwert gezogen hatte und den Weg nach draußen wie eine Mauer versperrte.

Da wußte Achat-Lho, daß sein Leben nur noch wenige Sekunden währen würde.

***

»Großer Lhar, ich bitte dich…«

Mit einer herrischen Bewegung der linken Hand schnitt Vul-Ghor seinem Leibzauberer das, Wort ab.

»Der Worte sind genug gewechselt«, sagte er kalt. »Ich will nun Taten sehen, sonst bist du des Todes!«

Die scharf geschliffene Spitze seines Kurzschwertes zeigte genau auf Achat-Lhos Brust.

Jetzt konnte dem Zauberer nur noch ein Wunder helfen. Er war jedoch Realist genug, nicht an Wunder zu glauben.

Aber Achat-Lho irrte sich, denn das nicht erwartete Wunder geschah tatsächlich.

Ganz plötzlich zuckte ohne jede Ursache ein Blitz durch das Zelt des Lhars.

Blendende Helligkeit stach den anwesenden Männern schmerzhaft in die Augen. Längst war das Phänomen des Blitzes vergangen, das Lieht jedoch blieb.

Und es wurde noch heller, als es ohnehin schon war, so hell, daß das Licht der Mittagssonne dagegen verblaßte. Achat-Lho, Vul-Ghor und den beiden Kriegern blieb nichts anders übrig, als die Augen zu schließen.

Als erster wagte Achat-Lho ein Blinzeln. Und was er während des kurzen Augenblicks sah, ließ vor Schreck beinahe sein Herz stehenbleiben.

Eine riesenhafte Gestalt, die fast das ganze Zelt ausfüllte, hob sich

schattenhaft gegen das gleißende Licht ab. Eine Gestalt, deren äußere Erscheinung gebieterisch und furchteinflößend war.

Achat-Lho kannte die mächtige Gestalt, denn sie war ihm vor Jahren schon einmal erschienen.

»Ur-Ihan«, flüsterte er voller Inbrunst und warf sich untertänig zu Boden.

Auch Vul-Ghor und die beiden Krieger hatten unterdessen einen Blick riskiert.

Ihre Reaktion war anders als die des Zauberers. Panische Angst sprang sie an, als sie des Gottes ansichtig wurden. Ihr Entsetzensschrei kam wie aus einem Munde. Der Instinkt übernahm das Kommando über ihre Körper. Mit ein paar wilden Sätzen stürzten sie zum Zelteingang und stürmten hinaus ins Freie.

Achat-Lho jedoch blieb. Er hatte den Göttern stets gehuldigt und ihnen Opfer dargebracht. Und er glaubte auch, daß sie sein Tun mit Wohlwollen betrachteten. Hätten sie ihm sonst die Gabe der Zauberei verliehen?

Der Glanz Ur-Ihans tauchte das Zelt Aach wie vor in übernatürliches Licht. Achat-Lho wagte nicht den Kopf zu heben, um dem Gott nicht unbotmäßig zu erscheinen. Starr hielt er die Augen auf den Erdboden gerichtet.

»Ich bin dein gehorsamer Diener, Herr«, sagte er mit respektvoller Unterwürfigkeit.

Dann richtete Ur-Ihan das Wort an ihn.

»Ich bin gekommen, um dein Leben und das deines Stammes zu retten«, sagte er mit einer Stimme, die Achat-Lho durch Mark und Bein ging.

Das Herz des Zauberers klopfte zum Zerspringen. Der Gott war gekommen um ihm und den Tzu-Kha zu helfen? Das war fast zu schön, um wahr zu sein. Er neigte den Kopf noch etwas tiefer, berührte mit der Stirn den Boden vor der Erscheinung Ur-Ihans.

»Die Tzu-Kha befinden sich in schwerster Bedrängnis«, stellte der Gott fest. »Sie sind von allen Seiten von Feinden umzingelt, und es gibt keinen Fluchtweg.«

»So ist es«, bestätigte Achat-Lho. »Wenn du jedoch unsere Feinde verderben würdest, Herr…«

»Das liegt mir fern«, lehnte Ur-Ihan dieses Ansinnen ab. »Auch die Agh-Whor sind treue Diener der wahren Götter. Es liegt kein Grund vor, sie zu strafen.«

Enttäuschung stieg in Achat-Lho auf, die sich jedoch sofort wieder verflüchtigte. Der Gott hatte Hilfe versprochen. Und wenn er die Krieger des feindlichen Stammes nicht vernichten wollte, dann sah er sicherlich eine andere Möglichkeit, die Tzu-Kha zu retten.

Und in dieser Annahme sah sich der Zauberer nicht getäuscht.

»Ich bin bereit, dir und deinem Stamm einen Fluchtweg zu weisen«, sprach Ur-Ihan weiter. »Einen Fluchtweg in eine andere Welt.«

In eine andere Welt?

Achat-Lho verstand die Worte des Gottes nicht so ganz. Gab es denn noch andere Welten? Bisher war er immer davon ausgegangen, daß Ghal-Dor der einzige bewohnbare Ort des Universums war. Aber wenn Ur-Ihan es sagte…

»In der Welt, in die ich euch weise, werdet ihr bald die Herren sein«, fuhr der Gott fort. »Ihre Bewohner sind primitiv und schwach und werden dem Kampfesmut der Tzu-Kha nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen haben. Reiche Beute erwartet euch.«

Die Worte gingen Achat-Lho runter wie der Saft der Han-Sho. Der Lhar würde begeistert sein, wenn er Kunde von den Versprechungen des Gottes bekam.

»Ich… weiß nicht, wie ich dir danken soll, Herr«, erwiderte der Zauberer und schlug mit der Stirn dreimal auf den Erdboden. »Mein Volk wird dir neunmal neun Chlo-Zhy opfern und …«

»Schönt eure Chlo-Zhy«, unterbrach ihn der Gott. »Ihr sollt mir eure Dankbarkeit auf andere Weise bezeugen.«

»Ich höre, Herr«, sagte Achat-Lho eifrig. »Wir werden alles tun, um dir gefällig sein zu dürfen.«

»In der Welt, die ich euch schenke, gibt es ein Weib, das meinen göttlichen Zorn erregt hat«, sagte Ur-Ihan. »Der Name des Weibes lautet Damona King. So höre denn, was ihr zu tun habt…«

Aufmerksam lauschte Achat-Lho den Anweisungen des Gottes.

***

Damona und Mike hatten Blairgowrie hinter sich gelassen. Nebel und Dunkelheit hüllten die kleine Stadt ein. Nur noch ein paar verschwommene Lichtpunkte waren von den Häusern zu sehen.

Nebelverhangenes Wiesen- und Weidegelände lag vor der Weißen Hexe und ihrem Begleiter. Die Sichtmöglichkeiten waren denkbar schlecht, denn das Mondlicht war kaum in der Lage, die Nebelschwaden zu durchdringen. Aber Damona und Mike verfügten über ein ausgezeichnetes Orientierungsvermögen. Sie waren diesen Weg vor Wochen schon einmal gegangen. Und die Taschenlampen, die sie mit sich führten, halfen ihnen jetzt, in die richtige Richtung zu gehen.

Die richtige Richtung – das war eine ganz bestimmte Stelle im südlichen Zipfel des ausgedehnten Kintilloch-Moors. Wenn sie sich der bewußten Stelle weit genug genähert hatten, würde sie sich sozusagen von selbst zu erkennen geben.

Hoffentlich…

»Es sei denn, Ygarrth setzt uns drauf«, unkte Mike.

Damona schüttelte den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht. Ygarrth ist zuverlässig.«

Davon war Mike eigentlich auch überzeugt. Ygarrth war kein Mann, der sein einmal gegebenes Wort brach. Sie konnten mit ziemlich großer Sicherheit davon ausgehen, daß der Magier das magische Tor nach Zynth errichtet hatte.

Der Boden unter ihren Füßen machte das Fortkommen nicht einfach. Der Regen der letzten Tage hatte das Erdreich tief und schlüpfrig gemacht. Mehrmals gerieten sie in Gefahr auszurutschen und lang hinzuschlagen. Aus diesem Grunde hatten sie sich an den Händen gefaßt, um sich Hilfestellung geben zu können.

Auf einmal blieb Mike stehen.

»Was ist?« fragte Damona.

»Psst«, machte ihr Freund und legte den Kopf lauschend zur Seite.

»Hast du nichts gehört?«

»Nein, was denn?«

Damona hatte schnell geschaltet und ihre Stimme auf Flüsterniveau gesenkt.

Mike antwortete nicht sofort, lauschte nur aufmerksam.

»Ich höre nur den Wind«, raunte Damona.

»Da war gerade noch etwas anderes«, erwiderte Mike. »Ich könnte schwören, Schrittgeräusche gehört zu haben!«

Er leuchtete mit seiner Stablampe in alle Richtungen. Aber wenn da jemand in der Nähe war, hatte er keine großen Schwierigkeiten, sich zu verbergen. Der Nebel war fast genauso wirksam wie eine unsichtbar machende Tarnkappe.

Damona war weit davon entfernt, Mikes Feststellung als Hirngespinst abzutun.

»Ein Uunra vielleicht?« spekulierte sie.

»Hm«, machte Mike.

Der Gedanke war nicht so einfach von der Hand zu weisen. Wenn das magische Tor bereits existierte, konnte es von beiden Seiten aus durchschritten werden. Durchaus möglich also, daß ein Bewohner der Mikrowelt in diese Existenzebene gekommen war.

Mike wollte kein Risiko eingehen. Er öffnete den Seesack, in dem er allerlei nützliche Utensilien mit sich führte, und entnahm ihm eine nagelneue Walther-Pistole.

»Okay«, murmelte er, »wenn uns eins der faltenköpfigen Ungeheuer auf den Pelz rückt…«

Er entsicherte die Waffe und hielt sie schußbereit in der Hand.

»Gehen wir weiter!«

Die beiden setzten ihren Weg fort.

Der Nebel schien immer dichter zu werden. Selbst bei voll aufgeblendeter Taschenlampe betrug die Sichtweite kaum mehr als

fünf Yards. Die Orientierung wurde schwieriger und schwieriger.

»Ob wir überhaupt noch richtig sind?« fragte Mike mit mürrischem Gesichtsausdruck.

Er war gerade in ein Schlammloch getreten und darin bis zum Knie eingesunken, was nicht gerade zu seinem Wohlbefinden beitrug.

»Ich bin mir nicht sicher«, gab Damona zögernd zurück. »Irgendwo hier in der Nähe…« Sie unterbrach sich kurz, sprach dann weiter. »Da, der Feldweg! Wir sind goldrichtig. Wenn wir rechts abbiegen, kommen wir zu der Futterscheune.«

Es stellte sich bald heraus, daß sie sich nicht geirrt hatte. Ein paar Minuten später schälten sich die Umrisse der Holzkonstruktion aus dem Nebel.

An der Scheune legten Damona und Mike eine kurze Pause ein.

Aufmerksam lauschten sie in die Stille der Nacht hinein. Aber von den Schrittgeräuschen, die Mike vorhin gehört haben wollte, war auch jetzt nichts zu hören.

»Vielleicht habe ich mich doch geirrt«, sagte Mike achselzuckend.

»Obgleich…«

Er schwieg abrupt.

Da war es wieder…

Ohne Zweifel Schritte!

Im nächsten Moment war wieder alles ruhig. Der Mann – oder der Uunra – der hier durch die Gegend schlich, war stehengeblieben.

Mike hob die Pistole.

»Komm raus, Freundchen«, sagte er laut. »Ich habe dich genau im Visier meiner Pistole!«

Der Unbekannte ließ sich nicht bluffen. Er bleib, wo er war, gab sich durch keinen Laut zu erkennen.

»Gib einen Warnschuß ab«, flüsterte Damona.

Mike zögerte. »Meinst du?«

»Ja.«

»Damit machen wir nur die ganze Gegend rebellisch!«

»Wen denn? Höchstens ein paar Schafe, die hier irgendwo weiden.«

»Na, wenn du meinst…«

Das Krachen der Entladung hielt sich in Grenzen, war aber zweifellos in einem gewissen Umkreis zu hören.

»Beim nächsten ziele ich nicht absichtlich daneben«, rief Mike in die Dunkelheit hinein.

Auch dieser Bluff fruchtete nichts. Der Unbekannte rührte sich nicht. Alles blieb ruhig.

Achselzuckend ließ Mike die Pistole sinken.

»Hat keinen Zweck«, meinte er. »Unser geheimnisvoller Freund zieht es vor, im Verborgenen zu wirken.«

Die beiden warteten noch ein kurze Weile, setzten sich dann wieder

in Bewegung. Sie waren unter gar keinen Umständen gewillt, ihr Unternehmen abzubrechen. Das magische Tor war schließlich keine Tür, die man nach Belieben öffnen und schließen konnte.

Sie kehrten der Futterscheune den Rücken zu und marschierten weiter in nördlicher Richtung. Mehrmals verhielten sie ihren Schritt.

War der Unbekannte noch in der Nähe?

Sie wußten es nicht. In jedem Fall konnten sie nichts mehr von ihm hören.

»Vielleicht hat ihn der Schuß vertrieben«, sagte Damona King optimistisch. »Oder er ist sehr vorsichtig geworden und hat sich die Pantoffeln ausgezogen«, blieb Mike skeptisch.

Die Bodenverhältnisse verschlechterten sich jetzt zusehends. Der Untergrund wurde weich und nachgiebig, wurde sumpfig. Das Randgebiet des Kintilloch-Moors war erreicht.

Hier und dort wurden dürre Sträucher vom Lichtkegel der Taschenlampen erfaßt. Nebelschwaden zogen darüber hinweg und ließen sie aussehen wie Geisterfinger. Zartbesaitete Gemüter hätten sicherlich ein Schaudern nicht unterdrücken können. Und daran wäre dann nicht allein die nächtliche Kühle schuld gewesen.

Tiefer und tiefer drangen Damona und Mike in das unwirkliche Gelände ein. Unsicherheitsgefühle überkamen sie. Sie konnten keineswegs mit Gewißheit sagen, daß sie sich noch auf dem richtigen Weg befanden. Zwar hatten sie sich auf dem Rückweg von ihrem ersten Aufenthalt in Zynth einige charakteristische Landschaftsmerkmale eingeprägt. In den letzten Minuten war ihnen allerdings keines mehr davon zu Gesicht gekommen. Die ungünstigen Lichtverhältnisse machten die Orientierung zu einem reinen Lotteriespiel.

Wenig später hatten sie dann Glück. Damonas Lampe erfaßte eine verkümmerte Kiefer, die rechter Hand aus dem Nebel auftauchte.

An diese Kiefer erinnerten sie sich deutlich.

»Links schwenkt«, sagte Mike.

Wenn der Baum nicht gewesen wäre, hätten sie die falsche Richtung eingeschlagen. So jedoch wußten sie wieder ziemlich genau, wo sie eigentlich waren.

Und nicht viel später sahen sie es dann…

Ein schwaches, rötliches Flimmern – etwa zehn, fünfzehn Yards entfernt. Man mußte schon sehr genau hinsehen, um es überhaupt wahrnehmen zu können.

Das magische Tor!

Erleichtert stieß Mike die Luft aus.

»Na also!« sagte er befriedigt.

Er stellte den Seesack auf den feuchten Erdboden und richtete den Lichtschein seiner Taschenlampe genau auf Damonas Gesicht.

Damona bog den Kopf zur Seite und blinzelte unangenehm berührt. »Was soll denn…«

»Weihnachtsmann«, sagte Mike.

Ganz leicht zuckte Damona zusammen. Für einen kurzen Moment wurden ihre Augen ganz ausdruckslos.

Das genügte Mike bereits, um zu erkennen, daß er seine Aufgabe erfolgreich erfüllt hatte.

Weihnachtsmann – das war das mit Damona abgesprochene Kommandowort, das einen posthypnotischen Befehl in ihr wirksam werden ließ. Den Befehl, ihr magisches Potential so lange zu blockieren, bis ihn ein anderes Kommandowort wieder aufhob. Dieses andere Kommandowort lautete sinnigerweise Osterhase. Mike würde es aber erst aussprechen, wenn sie aus Zynth zurückgekehrt waren.

Das hatte Damona Ygarrth hoch und heilig versprochen. Und es war ganz selbstverständlich, daß sie und Mike sich an dieses Versprechen in jeder Beziehung gebunden fühlten.

Mike hatte die Taschenlampe wieder gesenkt. Mit Befriedigung nahm er zur Kenntnis, daß Damona ihn nicht fragte, warum er mitten im Herbst von Weihnachtsmännern redete. Sie hatte bereits vergessen – oder vielleicht verdrängt – daß er das Kodewort überhaupt von sich gegeben hatte. Das war ein weiterer Beweis dafür, daß die Selbsthypnose bestens funktionierte.

»Worauf warten wir noch?« frage Damona jetzt. »Auf in die Mikrowelt!«

Entschlossen marschierten die beiden auf das magische Tor zwischen den Dimensionen zu.

Noch ahnten sie nicht, daß zwei scharfe Augen jeden ihrer Schritte aufmerksam beobachteten.

***

Gedankenvoll stand Ygarrth vor seiner einsamen Steinhütte und blickte in den grauen Himmel Zynths.

Es war schon eine Weile vergangen, seit er das magische Tor zwischen den Welten mit seinen Zauberkräften errichtet hatte. Und auch die beiden Harras Gyf und Crok waren längst unterwegs zur Insel der Druiden. Jeden Augenblick jetzt würden Damona King und Mike Hunter die Grenze zwischen den Dimensionen überschreiten – wenn sie sich nicht infolge unvorhergesehener Ereignisse verspäteten.

Im stillen wünschte sich Ygarrth eine solche Verspätung beinahe.

Dann würde sich das magische Tor wieder von selbst schließen und der Weißen Hexe und ihrem Begleiter den Eintritt nach Zynth verwehren, ohne daß er die Schuld daran trug.

Es war nicht so, daß er etwas gegen Damona King und Mike Hunter hatte. Ganz im Gegenteil, die beiden standen im ewigen Kampf

zwischen Licht und Finsternis auf derselben Seite wie er. Aber sie gehörten nicht nach Zynth. Sie gehörten in ihre eigene Welt. Die Gefahr, daß die Weiße Hexe mit ihrem mächtigen Potential das magische Kräfteverhältnis, abermals stören würde, bestand durchaus.

Auch dann, wenn Damona King ernsthafte Vorkehrungen getroffen hatte, um dies zu vermeiden. Es konnten jedoch Umstände eintreten, die die Dinge auf den Kopf stellten, ohne daß die Tochter des Lichts unmittelbar dafür verantwortlich gemacht werden konnte.

Aber das war nicht alles, was Ygarrth Sorgen machte.

Dunkle Ahnungen, daß das Kommen Damona Kings eine Kette von Ereignissen in Bewegung setzte, die von den Dunklen Mächten kontrolliert wurden, umgaukelten sein Bewußtsein. Noch wußte er nicht, welcher Art diese Ereignisse waren. Aber er zweifelte nicht daran, daß sie eintreten würden. Seine Ahnungen hatten ihn noch niemals getrogen.

Seufzend wandte er die Augen vom Himmel ab und schickte sich an, in sein Haus zurückzukehren. Dort wollte er auf das Eintreffen der Weißen Hexe und ihres Begleiters warten.

Rein zufällig fiel sein Blick auf die Berggipfel im Norden. Sofort stutzte er.

Was war denn das für ein eigentümlicher rötlicher Schimmer in der Luft?

Das sah ja fast aus wie…

Keine vorschnellen Schlüsse ziehen, alter Mann! sagte er zu sich selbst. Jahrzehntelange Erfahrungen hatte ihn gelehrt, daß es kaum etwas Fataleres gab als Vorurteile.

Noch einmal blickte er mit zusammengekniffenen Augen auf die rötliche Luftspiegelung, dann trat er mit schnellen Schritten ins Haus. Auf einem Wandregal stand, von zwei Holzgabeln gehalten, eine große, mit bunten Flecken versehene Glaskugel. Es handelte sich um einen Globus, der die gesamte Oberfläche Zynths zeigte.

Ygarrth drehte ihn so, daß er das Bergmassiv, in dessen Mitte der Talkessel mit seinem Haus lag, ins Blickfeld bekam. Dann fixierte er die Stelle mit starren Augen und versetzte sich in eine Trance. Er murmelte die magische Formel des Weiten Sehens und bewegte dabei seine Hände, wie es das Ritual vorschrieb.

Es dauerte nicht lange, bis seine konzentrierten Bemühungen den angestrebten Erfolg hatten.

Der dunkelbraune Fleck, der das Bergmassiv darstellte, dehnte sich aus, wurde größer und größer und schien jetzt die gesamte Oberfläche der Zynthkugel einzunehmen. Plastisch traten einzelne Berge hervor.

Sie waren so nahe, als würden sie in Miniaturform auf dem Brett des Wandregals stehen.

Ygarrth konzentrierte sich auf einen ganz bestimmten Berg. Auf

jenen, an dessen rechter Flanke er vorhin den rötlichen Luftschimmer gesehen hatte.

Weiter murmelte er die vorgeschriebenen Beschwörungsworte die ihm wie von selbst über die Lippen kamen. So oft schon hatte er von ihnen Gebrauch gemacht.

Das plastische Bild auf der Oberfläche des Globus veränderte sich weiter, zeigte nun den Fuß des Berges. Eine Schlucht schob sich ins Blickfeld.

Und in dieser Schlucht…

Ja, da war das rötliche Flimmern in der Luft. Und es konnte nicht der geringste Zweifel aufkommen, daß es sich genau um das handelte, was Ygarrth auf Anhieb vermutet hatte.

Ein magisches Tor!

Und was aus dem Tor hervorbrach…

Zuerst wollte Ygarrth gar nicht glauben, was er da sah. Zu unwirklich, zu überraschend war das Schauspiel, das sich seinen Augen darbot.

Gewaltsam wollte er sich einreden, daß er ein Trugbild sah, eine Fata Morgana, die durch das Flimmern der Luft hervorgerufen wurde. Aber er klammerte sich nicht lange an diesen Gedanken. Nur zu gut wußte er, daß es wenig Zweck hatte, die Augen vor der Wahrheit zu verschließen. Das, was sich dort in der gar nicht so fernen Schlucht abspielte, war Realität.

Reiter preschten durch das magische Tor. Hunderte, ja vielleicht sogar Tausende.

Sie saßen auf Reittieren, wie sie Ygarrth noch niemals in seinem Leben gesehen hatte – pferdeähnlichen Geschöpfen mit menschenähnlichen Köpfen, die irgendwie grotesk, gleichzeitig aber doch erschreckend wirkten.

Und auch die Reiter selbst waren ganz dazu angetan, einen das Fürchten zu lehren. Wilde, verwegen aussehende Männer mit sehnigen Gestalten und wehenden Haaren. Sie waren ausnahmslos schwer bewaffnet – mit Keulen, Lanzen, Pfeil und Bogen.

Barbaren!

Sofort war sich Ygarrth im klaren darüber, daß die Reiterhorden nicht von Zynth stammten, und es war auch ausgeschlossen, daß sie aus der Welt der Damona King kamen. Sie mußten aus einer anderen Mikrowelt stammen.

Ygarrth atmete schwer.

Wer, bei den Mächtigen des Lichts, hatte den wilden Gesellen das Tor nach Zynth geöffnet?

Der Antwort auf die Frage kam große Bedeutung bei. Aber wie dem auch war – schon jetzt wußte Ygarrth, daß sich seine dunklen Ahnungen kommender Schrecken erfüllen würden.

***

Je näher Damona und Mike an das magische Tor herankamen, desto deutlicher trat das rötliche Flimmern zwischen den Nebelschwaden hervor. Es wirkte wie ein Vorhang tanzender Luftpartikel. Aber das war nur eine optische Täuschung. Tatsächlich handelte es sich nicht um einen normal erklärbaren physischen Vorgang, sondern um ein metaphysisches Phänomen.

Nur noch wenige Schritte waren die beiden jetzt von ihrem Ziel entfernt.

Da hörten sie ein Geräusch in ihrem Rücken…

Beide wirbelten gleichzeitig herum.

Da war etwas!

Eine schattenhafte Gestalt, die jedoch nur höchst undeutlich zu erkennen war.

Mensch oder… Uunra?

Mike hatte die Walther vorhin weggesteckt. Er brauchte jetzt keine Sekunde, um sie wieder schußbereit zu haben. Sein Arm streckte sich nach vorne.

»Komm raus!« kommandierte er.

Er wiederholte den in englischer Sprache gegebenen Befehl noch einmal auf Gälisch. Diese alte Sprache des schottischen Hochlandes war ein Abkömmling des Keltischen, das von den zynthischen Zoronen und auch von einigen Uunra gesprochen wurde.

Die unbekannte Gestalt antwortete nicht und kam der Aufforderung auch nicht nach. Sie unternahm allerdings auch keinen Fluchtversuch oder irgendeine Angriffsaktion.

»Na gut«, sagte Mike laut. »Wenn du nicht willst, dann brenne ich dir eben eine Kugel auf den Pelz!«

Er feuerte.

Bewußt zielte er dabei dicht über die schattenhafte Gestalt, denn es war nicht seine Art, einen Wehrlosen einfach über den Haufen zu knallen. Aber der Unbekannte würde mit einiger Sicherheit den Luftzug der Kugel spüren.

Der Zweck heiligt die Mittel, hieß es so schon im Sprichwort. Und so war es auch im vorliegenden Fall.

»Nicht mehr schießen«, ließ sich eine heisere Stimme vernehmen.

»Ich… komme!«

Es handelte sich also um einen Menschen, wie sich unschwer aus der Antwort erkennen ließ. Kein Uurna war in der Lage, Englisch zu sprechen.

Der dunkle Fleck im Lichtschein der Taschenlampen bewegte sich.

Der Mann hatte offenbar am Boden gekauert und erhob sich jetzt, langsam und zögernd.

»Ein bißchen schneller, wenn ich bitten darf«, sagte Mike drängend.

»Sonst könnte ich nämlich nervös werden. Und nimm gefälligst die Flossen hoch!«

Der Mann kam näher. Bald war zu erkennen, daß er gehorsam die Hände hoch in die Luft hielt. Mikes Warnschuß hatte ihn ganz offensichtlich eingeschüchtert.

Einen Augenblick später erkannten ihn Damona und Mike. Es war Timothy Miliar.

»Ach, du lieber Gott«, sagte Damona spontan. Kurz vor ihr und Mike blieb der Freund der verschleppten Mary-Ann Murchison stehen.

»Sind Sie die ganze Zeit hinter uns hergeschlichen?« fragte Mike ärgerlich.

»Ja«, gab Miliar nach kurzem Zögern zu.

»Warum?« bellte Mike.

Timothy Miliar verzog das Gesicht. »Ich habe gesehen, wie Sie Blairgowrie verließen, und…«

»Und?«

»… bin Ihnen heimlich nachgegangen.«

»Das beantwortet meine Frage nicht«, stellte Mike fest. »Ich will wissen, warum Sie hinter uns hergeschlichen sind wie der Fuchs hinter dem Kaninchen.«

»Ich… suche meine Freundin«, antwortete Timothy Miliar mit belegter Stimme.

»Hier im Moor?« Mike lachte auf und hoffte, daß es nicht allzu gekünstelt klang.

Die Mundwinkel des blonden Mannes zuckten. »Dieses seltsame rote Licht…«

Wieder lachte Mike. »Verstehe! Das rote Licht ist ein Schutzschirm, hinter dem sich ein Geheimlabor des King-Konzerns verbirgt Ein Geheimlabor, in dem von Frankensteinkomplex befallene Wissenschaftler ihre Braut in ein Ungeheuer verwandeln! Deckt sich das mit Ihren Spekulationen?«

»Ich… weiß nicht«, druckste Miliar. »In jedem Fall …«

Er gab sich einen Ruck. »Warum sagen Sie mir nicht, was Sie hier tun und was dieses seltsame Licht zu bedeuten hat?« fragte er dann ohne zu stammeln.

»Was weiß ich?« erwiderte Mike ausweichend. »Ein Irrlicht oder so was Ähnliches.«

»Nein!« Miliar schüttelte heftig den Kopf. »Ich weiß, wie Irrlichter aussehen. Das da ist ganz bestimmt keins!«

Natürlich, einem Mann, der in dieser Gegend aufgewachsen war, konnte man nichts über heimische Naturphänomene erzählen.

Mike überlegte krampfhaft, wie sie den Burschen loswerden konnten, ohne Gewalt anwenden zu müssen. Wie hilfesuchend blickte er Damona an.

Für einen Augenblick achteten weder er noch Damona auf den jungen Mann.

Diese Chance nutzte Timothy Miliar.

Blitzschnell machte er einen Satz nach vorne und packte Mikes Pistolenhand.

Miliar war stark, bärenstark. Und der Umstand, daß Mike völlig überrascht war, half ihm. Ein heftiger Ruck, und er hatte die Walther in der Hand.

»So«, zischte er, »jetzt spielen wir das Spiel nach meinen Regeln, klar?«

Er bohrte Mike die Pistole in die Rippenpartie. »Wenn Sie irgendeinen Trick versuchen, drücke ich ab! Und glauben Sie ja nicht, daß ich mich nicht traue.«

Mike schluckte. Er hätte sich selbst ohrfeigen können für seine Unachtsamkeit.

Aber zu solchen Überlegungen war es jetzt zu spät. Es durfte kaum bezweifelt werden, daß Miliar genau das meinte, was er sagte.

Die Sorge um seine verschwundene Freundin machte ihn zu allem entschlossen.

»Also«, fuhr der junge Mann fort, »was suchen Sie hier?«

Damona hielt es für angebracht, die Initiative zu übernehmen. Sie war ein besserer Diplomat als Mike.

»Ja, Sie haben recht, Mr. Miliar«, sagte sie. »Wir sind tatsächlich wegen Ihrer Freundin hier. Und auch wegen der anderen beiden verschwundenen Mädchen.«

»Ah, Sie geben also zu…«

»Gar nichts geben wir zu, Mr. Miliar. Sie sind vollkommen auf dem Holzweg, wenn Sie glauben, daß wir die drei Mädchen verschleppt haben. Davon kann keine Rede sein.«

»Sondern?«

»Die faltenköpfigen Ungeheuer, von denen Sie selbst einem begegnet sind, haben die Mädchen entführt.«

»In Ihrem Auftrag!« schnaubte der junge Mann.

»Quatsch«, sagte Damona aus tiefstem Herzen. »Die Ungeheuer sind ebensowenig unsere Freunde wie die Ihren. Und vor allem – wir haben mit ihrer Existenz nicht das geringste zu tun.«

»Nicht? Na, dann verraten sie mir doch mal, wo die Scheusale herkommen!«

Damona überlegte, entschloß sich dann, dem jungen Mann zumindest einen Teil der Wahrheit zu sagen. Vielleicht hatte er in seiner Situation sogar ein Anrecht darauf.

»Die Uunra – das ist übrigens der Name der Ungeheuer – stammen aus einer anderen Welt.«

Timothy Miliar lachte heiser. »Vom Mars, ja? Oder geradewegs aus

der Hölle!«

»Beides trifft nicht zu. Die Uunra kommen…«

Damona unterbrach sich, weil sie nicht so richtig wußte, wie sie Miliar die Dinge klarmachen sollte. Aus dem Stegreif eine einleuchtende Erklärung für die Existenz von Myriaden von Mikrowelten zu geben, würde wohl selbst einen Universitätsprofessor vor kaum lösbare Schwierigkeiten stellen.

»Ja, wo kommen die Scheusale her?« drängte der junge Mann, der Mike nach wie vor mit der Pistole in Schach hielt.

»Aus einer Welt, die hinter dem rötlichen Lichtschein liegt«, sagte Damona.

Timothy Millars Augen wurden zu schmalen Schlitzen.

»Sie wollen mich verarschen«, stellte er fest. »Oder Sie halten mich für einen Idioten.«

»Keineswegs, Mr. Miliar. Was ich gesagt habe, ist die reine Wahrheit.«

»Sie lügen!« brüllte der junge Mann. »Hinter dem Lichtschein liegt das Kintilloch-Moor und sonst gar nichts!«

Damona seufzte. Sie hatte gewußt, daß ihr Miliar keinen Glauben schenken würde.

»Im Grunde genommen haben Sie natürlich recht«, sagte sie so ruhig wie möglich. »Hinter dem Licht liegt Moorgelände – auf unserer Existenzebene. Auf einer anderen Existenzebene jedoch… Dieser Lichtschein ist eine Tür, Mr. Millar. Eine Tür, die in die Welt der Uunra führt, ob Sie es nun glauben oder nicht!«

Millars Stimme war laut und böse. Keine Frage, daß er sich tatsächlich für dumm verkauft fühlte.

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Mr. Miliar«, redete Damona weiter. »Sie lassen mich und Mr. Hunter jetzt durch die Lichttür gehen. Da Sie ja davon ausgehen, daß auch auf der anderen Seite des Lichtscheins Moor liegt, gehen Sie kein Risiko ein, weil Sie uns nach wie vor im Blickfeld haben, richtig?«

»Ein Trick«, sagte Miliar, »irgendein hundsgemeiner Trick.«

»Kein Trick, Sie Trottel«, schaltete sich Mike jetzt wieder ins Gespräch ein. »Merken Sie eigentlich nicht, daß wir das hier alles nur tun, um Ihrer Freundin zu helfen? Die befindet sich nämlich in der Welt auf der anderen Seite, und wir wollen sie zurückholen! Wenn Sie uns hier allerdings noch lange aufhalten, können Sie alle Hoffnungen, Ihre Mary-Ann jemals wiederzusehen, aufgeben. Die Tür nach drüben kann nämlich jeden Augenblick wieder geschlossen werden.«

Irgend etwas in Miks Stimme schien Timothy Miliar verunsichert zu haben. Die erwarteten Widerworte blieben aus.

»In Ordnung«, sagte er statt dessen, »gehen Sie also durch Ihre… geheimnisvolle Tür.«

Damona und Mike atmeten auf. Ihre spürbare Erleichterung entging dem jungen Mann allerdings nicht.

»Glauben Sie ja nicht, daß Sie mich reinlegen können«, fuhr er fort. »Ich gehe natürlich mit!«

Ein paar Augenblicke später schritten Damona und Mike auf das magische Tor zu.

Timothy Miliar, die Pistole drohend erhoben, folgte ihnen auf dem Fuße.

***

Ygarrth hatte die Reiterhorden ständig mit Hilfe seines magischen Globus im Auge behalten. Deshalb wußte er inzwischen über die fremden Invasoren einigermaßen gut Bescheid.

Es handelte sich in der Tat um an die zweitausend Menschen.

Nicht nur um Männer, sondern auch um Frauen und Kinder. Ein ganzes Volk schien seine bisherigen »Jagdgründe« verlassen zu haben und in neue Gefilde aufgebrochen zu sein.

»Jagdgründe« war genau die richtige Bezeichnung. Ohne Zweifel waren die Fremden nomadisierende Barbaren, die ihre gesamte Habe mit sich führten. Haus- und Reittiere, Zelte, Gerätschaften des täglichen Bedarfs – eben alles, was Menschen dieses Schlages zum Leben benötigten.

Normalerweise hätte sich Ygarrth wegen des Auftauchens der fremden Nomaden keine tiefgehenden Sorgen gemacht. Es gab schon genug barbarische Uunra in Zynth, da kam es im Grunde genommen auf ein paar Horden Wilderer mehr oder weniger kaum an. Aber so einfach lagen die Dinge leider nicht.

Da war einmal die Tatsache, daß irgendeine höhere Macht das Tor zwischen der Heimatwelt der Reiter und Zynth aufgestoßen haben mußte. Und weil die Barbaren nicht gerade wie Sendboten des Lichtes aussahen, kam als diese unbekannte Macht nur ein Vertreter der Finsternis in Frage.

Etwas anderes beunruhigte Ygarrth jedoch noch viel mehr. Der Standort des magischen Tores befand sich in unweiter Entfernung seines Hauses.

Zufall?

Nein, keineswegs!

Ygarrth hatte beobachtet, daß die Hauptstreitmacht der Barbaren ihr Lager ganz in der Nähe des Tores aufgeschlagen hatte. Eine Gruppe von etwa zwanzig Männern war jedoch gleich weitergeritten.

Und zum gegenwärtigen Zeitpunkt näherte sich diese Gruppe zusehends dem kleinen Tal, in dem er sein zurückgezogenes Eremitendasein fristete!

Wieder erhob sich die Frage, ob es sich um einen Zufall handelte

oder nicht.
Und abermals mußte es heißen: nein, keineswegs!
Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit wußten die Barbaren, daß sie ihn hier finden würden. Irgend jemand, die unbekannte Macht der Finsternis vermutlich, mußte sie über seine Existenz ins Bild gesetzt haben.
Was das in letzter Konsequenz bedeutete, lag ziemlich klar auf der Hand.
Die Barbaren hatten es auf ihn abgesehen!
Und wie es aussah, blieb ihm nicht mehr allzu viel Zeit, sich auf die Ankunft der schwerbewaffneten Krieger einzustellen. Sie würden den Talkessel noch vor Anbruch der Dunkelheit erreichen.
Ygarrth war kein Mann des Kampfes. Angesichts dieser Gefahr hätte er es normalerweise vorgezogen, einer Auseinandersetzung aus dem Wege zu gehen. Aber das war gegenwärtig leichter gesagt als getan. Crok und Gyf, seine beiden gefiederten Getreuen, waren unterwegs zum Eiland der Druiden. Und ohne sie…
Ygarrth spürte, daß kreatürliche Angst in ihm aufstieg.

***

Damona war die erste, die das magische Tor durchschritt. Obwohl ihr der Transitionsvorgang nicht neu war, konnte sie nun wirklich nicht sagen, daß ihre Empfindungen dabei angenehmer Natur waren.
Für eine Zeitspanne, die Sekundenbruchteile oder auch eine halbe Ewigkeit währen mochte, sah, hörte und spürte sie nicht das geringste. Es war ein Gefühl des sich Auflösens, des Verlorenseins irgendwo in der Unendlichkeit. Unwillkürlich drängte sich der erschreckende Gedanke ins Bewußtsein, daß dieser eigenartige Zustand einer nicht erklärbaren Existenz niemals enden würde.
Aber natürlich endete er doch…
Die Sinnesorgane Damonas begannen wieder zu arbeiten. Sie sah Tageslicht, hörte die Geräusche von kreischenden Vögeln und klatschenden Meereswogen und spürte ihren Körper wieder.
Geschafft!
Der Transitionsvorgang hatte seinen Abschluß gefunden. Sie war auf dem Eiland der Druiden.
Sie war in Zynth…
Sofort machte sich Damona mit ihrer Umgebung vertraut. Als sie und Mike beim letzten Mal aus dem magischen Tor getreten waren, hatte eine Horde von Uunra auf sie gewartet und unverzüglich angegriffen. Diese Gefahr bestand jetzt offenbar nicht. Damona konnte keins der faltenköpfigen Ungeheuer ausmachen. Sie sah nur schroffe Felsen, schmutziggrauen Strand und Vögel, die beutehungrig über dem dunkelfarbenen Meer kreisten.

Erleichtert widmete sie ihre Aufmerksamkeit wieder dem magischen Tor, das sich auch auf dieser Seite in der Form eines Flimmerns in der Luft manifestierte.

Mike kam.

Wie ein Geist, der urplötzlich aus dem Nichts kam, trat er aus der rötlichen Luftspiegelung hervor.

»Alles in Ordnung?« fragte er sofort.

»Ja«, sagte Damona.

»Gut!«

Mike trat einen schnellen Schritt zur Seite und setzte die große Reisetasche ab. Dann nahm er Lauerstellung ein und wartete.

Lange brauchte er nicht zu warten. Wenige Augenblicke später erschien Timothy Miliar.

Der junge Mann hatte bisher noch keine Erfahrungen im Umgang mit magischen Toren gesammelt. Er war sichtlich geschockt und machte ein verstörtes Gesicht. Daß er in diesem Moment wieder eine reale Existenzebene betreten hatte, war ihm wohl gar nicht so richtig bewußt geworden.

Diesen Umstand nutzte Mike Hunter.

Blitzschnell sprang er nach vorne und schlug zu. Der Schlag traf genau das, was er treffen sollte: Timothy Millars Unterarm.

Die Pistole entglitt seiner Hand, fiel auf den sandigen Boden.

Verblüffend schnell erwachte der Freund Mary-Ann Murchisons aus seinem schlafwandlerischen Zustand. Er stieß einen wilden Fluch aus und bückte sich, um die Waffe wieder in seinen Besitz zu bringen.

Aber Mike war nicht gewillt, ihm eine Chance zu geben. Einmal hatte ihn Miliar ausgetrickst, das reichte.

Er holte weit aus und schlug mit der geballten Faust zu.

Timothy Miliar, noch in gebückter Körperhaltung, mußte den Schwinger voll nehmen. Es war ein klassischer Kinnhaken, wie ihn Muhamed Ali nicht besser hätte anbringen können.

Der junge Mann wurde von der Wucht des Schlages hochgerissen, stand eine Sekunde lang mit glasigen Augen da und kippte dann wie ein nasser Sack nach hinten.

Er fiel genau dorthin, wo er hergekommen war: zurück in das rötliche Luftflimmern. Im nächsten Augenblick war nichts mehr von ihm zu sehen. Er war in dem magischen Tor verschwunden.

»So, mein Freund, jetzt steht es eins zu eins«, knurrte Mike befriedigt und rieb sich den Knöchel, den er sich leicht aufgeschlagen hatte.

Dann nahm er die Pistole an sich, steckte sie weg und wandte sich an Damona, die ihn mit nicht ganz glücklichem Gesichtsausdruck ansah.

»Was ist los?« erkundigte sich Mike. »Hätte ich vorher meine Samthandschuhe anziehen sollen?«

»Nein, wohl nicht. Nur…«

»Nur?«

Damona blickte auf das magische Tor. Timothy Miliar war noch nicht wieder zum Vorschein gekommen.

»Ich könnte mir vorstellen, daß er bewußtlos ist«, sagte sie nachdenklich. »Er befindet sich zur Zeit in einer Art… Niemandsland – zwischen Zynth und dem Kintilloch-Moor in unserer Welt. Was geschieht mit ihm, wenn das Tor jetzt zusammenbricht?«

Mike zuckte die Achseln. »Das weiß ich nicht. Du bist die Spezialistin auf diesem Gebiet, mein Schatz.«

»Ich weiß es auch nicht«, gab Damona zurück. »Vielleicht landet er geradewegs mitten in der Hölle. Ich glaube nicht, daß wir ihm das antun können!«

»Naja, einen kleinen Denkzettel hätte der Bursche schon verdient. Aber ihn gleich dem Satan in die Arme treiben? Okay, retten wir ihn vor der ewigen Verdammnis. Fragt sich nur, wie.«

»Hole ihn wieder zurück!«

Mike nickte.

Er ging in die Knie, streckte den rechten Arm aus und tastete in das rötliche Flimmern hinein.

Sein Arm verschwand, blitzschnell zog Mike ihn wieder zurück.

»Verdammt, ich habe schon gedacht…«

»… daß der Arm ab wäre?« lachte Damona.

»Ja, so ähnlich.«

»Unsinn! Wir sind unbeschadet hindurchgegangen. Warum sollte deinem Arm also etwas passieren? So lange das Tor existiert…«

»Okay, okay«, knurrte Mike, »man wird sich ja wohl noch erschrecken dürfen, oder?«

Erneut schob er den Arm in das rötliche Flimmern hinein, und wieder verschwand dieser. Jetzt jedoch behielt Mike die Nerven und zuckte nicht zurück.

»Spürst du deinen Arm eigentlich noch?« wollte Damona von ihm wissen.

»Ja.«

Mike runzelte die Stirn und drehte den Kopf zurück. »Wieso eigentlich? Als wir mit dem ganzen Körper drin waren, hatten wir doch überhaupt keine physischen Empfindungen!«

»Physische Empfindungen sind etwas, was nur das Bewußtsein registrieren kann. Und da sich dein Kopf außerhalb des magischen Feldes befindet…«

»Verstehe schon!«

Mike schob die Schulter weiter vor, achtete aber dabei peinlich darauf, den Kopf nicht in den Bereich der flirrenden Luftpartikel zu bringen. Seine Hand ertastete etwas, das sich wie ein derber Schuh anfühlte.

»Aha, da ist unser Freund ja«, sagte er befriedigt.

Dann nahm er auch noch den anderen Arm zu Hilfe, packte Timothy Millars Bein und zog daran.

Seine Arme kamen wieder zum Vorschein, dann das rechte Bein des jungen Mannes und schließlich der ganze Timothy Miliar.

»Uff«, stöhnte Mike, »der Bursche ist ganz schön schwer.«

Gut drei Yards von dem rötlichen Flimmern entfernt ließ er Miliar los und richtete sich auf.

Damona war sofort an der Seite des jungen Mannes und beugte sich über ihn. Sie brauchte nur wenige Augenblicke, um zu einer Diagnose zu kommen.

»Er ist nur bewußtlos, sonst fehlt ihm nichts«, stellte sie fest. »Du mußt ja zugeschlagen haben wie ein Holzfäller!«

Mike grinste. »Wundert dich das? Schließlich trage ich die Verantwortung dafür, daß es in der Wüste Gobi keine Bäume mehr gibt.«

»Hast auch schon bessere Witze gemacht«, meinte Damona. Etwas ratlos blickte sie auf den jungen Mann hinunter.

»Was machen wir jetzt mit ihm?«

»Du wolltest, daß ich ihn zurückhole, oder?«

»Du bist wirklich eine große Hilfe«, sagte Damona ärgerlich.

Mike machte eine beschwichtigende Handbewegung.

»Entschuldige«, erwiderte er, »war nicht so gemeint. Okay, überlegen wir uns, was zu tun ist. Eins steht fest: wenn wir die drei Girls rauspauken wollen, können wir nicht hinnehmen, daß uns Miliar ständig mit seinem gänzlich unangebrachten Mißtrauen verfolgt.«

»Richtig«, stimmte Damona zu. »Er würde uns ständig behindern. Wir können ihn also unter gar keinen Umständen mit nach Zoron nehmen!«

»Hierlassen können wir ihn aber auch nicht. Wenn Uunras oder sonst irgendwelche Zauber-Ungeheuer auftauchen, dürfte er kaum damit fertig werden. Also kommt nur eine einzige Möglichkeit in Betracht.«

»Und welche?«

»Ich schleppe ihn zurück ins Kintilloch-Moor«, sagte Mike entschlossen.

Damona machte ein bedenkliches Gesicht. »Und wenn er das Bewußtsein wiedererlangt und abermals durch das Tor geht?«

»Ich könnte ihm noch ein paar verpassen.« Mike grinste verkniffen. »Oder besser noch – ich binde ihn an einen Baum! Wenn wir dann mit den Girls aus Zoron zurückkehren, kann ihm seine Mary-Ann gleich um den Hals fallen.«

»Nein!«

Urplötzlich saß Timothy Miliar aufrecht. Seine soeben noch fest geschlossenen Augen waren hellwach.

Mike nahm sofort Boxerstellung an. »Wenn du wieder einen unter den Hals haben willst, mein Junge…«

Der Bursche hatte Talent als Schauspieler. Die ganze Zeit über den toten Mann zu mimen und dann auf einmal voll da zu sein, dazu gehörte schon etwas.

Eigentlich hatte Mike jetzt wieder einen Angriff Millars erwartet.

Aber dieser blieb aus. Der junge Mann machte keine Anstalten, auf die Füße zu springen.

»Sie brauchen nicht vor mir auf der Hut zu sein, Mr. Hunter«, sagte er. »Ich werde nichts Gewaltsames mehr gegen Sie und Miß King unternehmen!«

»Wer's glaubt, wird selig«, war Mikes Kommentar zu dieser Ankündigung.

»Ich habe mitgehört, was Sie da gerade gesprochen haben«, fuhr Miliar fort. »Und ich glaube fast, ich muß mich bei Ihnen beiden entschuldigen…«

»Ach ja?«

Der junge Mann nickte. »Ich habe den Eindruck, daß Sie nicht am Verschwinden meiner Freundin schuld sind und tatsächlich die Absicht haben, sie zu retten.«

Mike entspannte sich. Wie es schien, hatte die Vernunft wirklich bei Miliar Einkehr gehalten.

»Späte Einsicht ist auch eine Einsicht«, sagte er. »Und da Sie ja nun alles über unsere Absichten wissen… Seien Sie ein guter Junge, Miliar. Kehren Sie nach Blairgowrie zurück und überlassen Sie alles andere uns.«

Timothy Miliar antwortete nicht sofort.

Er blickte vor sich in den Sand und hob dann ruckartig den Kopf.

»Bitte«, sagte er, »schicken Sie mich nicht zurück. Lassen Sie mich mit Ihnen nach… Zoron gehen.«

»Kommt nicht in Frage«, lehnte Mike diesen Gedanken sofort ab.

Aber Miliar ließ sich nicht so schnell abweisen.

»Ich mache Ihnen ganz bestimmt keine Schwierigkeiten«, versicherte er. »Ich halte mich an jede Ihrer Anweisungen und tue alles, was Sie sagen.«

Mike schüttelte den Kopf. »Seien Sie vernünftig, Miliar. Zynth – diese Welt hier – steckt voller Gefahren. Sie wissen gar nicht, auf was Sie sich einlassen.«

»Gefahren, Gefahren«, echote der junge Mann. »Es geht um Mary-Ann – für Sie schrecke ich vor nichts zurück!«

»Trotzdem, Miliar. Es wäre…«

»Sehen Sie die Dinge doch mal so«, fiel Miliar Mike ins Wort.

»Stellen Sie sich vor, man hätte Miß King verschleppt. Würden Sie da ruhig zu Hause sitzen bleiben und darauf warten, daß jemand anders

für Sie die Kastanien aus dem Feuer holt?«

»Natürlich nicht! Ich würde…«

»Da sehen Sie!«

Geschickt hatte er das gemacht, mußte Mike zugeben. Dennoch war er fest entschlossen, Miliar seine Absichten auszureden.

Er wollte gerade einen neuen Schwall von Argumenten vom Stapel lassen, als sich Damona einschaltete.

»Warte mal, Mike«, sagte sie nachdenklich. »Vielleicht wäre es doch nicht so schlecht, wenn uns Mr. Miliar begleiten würde.«

Mike war verblüfft. »Du meinst…«

»Sechs Augen sehen mehr als vier! Und unser Freund ist stark und weiß sich zu helfen. Wenn er voll und ganz mit uns an einem Strang zieht… Warum eigentlich nicht? Er ist nun schon mal hier. Und Mary-Ann ist seine Freundin!«

»Hm«, machte Mike.

Er war nicht so ganz davon überzeugt, daß der junge Mann wirklich eine Hilfe sein würde. Wenn er allerdings die rein menschlichen Aspekte betrachtete…

»Na schön«, sagte er, »ich bin einverstanden.«

Timothy Miliar strahlte übers ganze Gesicht. Ganz so, als seien seine Mary-Ann und die beiden anderen verschleppten Mädchen bereits befreit.

Aber bis dahin war es noch ein weiter Weg…

***

Sie kamen.

Auf ihren zyklopenartigen Reittieren sitzend drangen die beiden Dutzend Barbaren in den Talkessel ein. In wenigen Minuten würden sie das Haus erreicht haben.

Ygarrth wandte sich von seinem Globus ab, auf dem er das Nahen der Fremden beobachtet hatte. Es wurde Zeit für ihn, sich in Sicherheit zu bringen.

Am liebsten wäre es ihm gewesen, das Tal ganz verlassen zu können. Aber da Gyf und Crok nicht da waren, kam diese Möglichkeit nicht in Betracht. Er mußte also in dem Geheimversteck Zuflucht suchen, das er sicherheitshalber schon vor Jahren angelegt hatte.

Mit der Zynth-Kugel unter dem Arm verließ Ygarrth das Haus. In etwa zwanzig Meter Entfernung befand sich eine von Gras überwachsene Felsplatte, die selbst bei genauem Hinsehen nicht zu erkennen war. Die Stelle unterschied sich in nichts von ihrer natürlichen Umgebung, war geradezu perfekt getarnt. Ygarrth machte davor halt und konzentrierte sich kurz. Eine magische Formel murmelnd, machte er beschwörende Handbewegungen. Augenblicke später teilte sich das Rasenstück und gab eine Öffnung im Erdboden

frei.
Roh in den Fels geschlagene Treppenstufen führten abwärts.
Ygarrth schritt sie hinab.
Es ging nicht allzu tief hinunter. Nach fünf Metern bereits hatte er die Sohle der künstlichen Bodenvertiefung erreicht.
Er blieb stehen und sprach abermals eine magische Formel. Wie von Geisterhand gerührt schloß sich die Felsplatte über ihm wieder.
Kein Sonnenstrahl drang hindurch. Von allen Seiten drang die Dunkelheit auf Ygarrth ein.
Der Magier sorgte schnell für Abhilfe. Er tastete an der Treppenwand entlang und fand eine Fackel. Mit Hilfe eines kurzen Zauberspruchs entzündete er sie.
Licht flackerte auf und erhellte eine ziemlich geräumige Höhle, die mit dem notwendigsten Mobiliar ausgestattet war. Eine gewisse Zeitlang – wenn es sein mußte sogar mehrere Wochen – ließ es sich hier unten aushalten. Versteckt angebrachte Luftlöcher sorgten für den nötigen Sauerstoff. Und Proviant hatte Ygarrth schon vorher heruntergeschafft.
Daß er tatsächlich längere Zeit in dem Versteck zubringen mußte, nahm er eigentlich nicht an. Er baute darauf, daß die Fremden wieder abrücken würden, wenn sie das Haus leer fanden. Dabei hoffte er zuversichtlich, daß sie ihrer Enttäuschung nicht Luft machen würden, indem sie alles kurz und klein schlugen, wie es ja leider zu den Gewohnheiten von Barbarenhorden gehörte.
Inzwischen mußten sie den Talkessel fast erreicht haben. Es wurde Zeit für Ygarrth, die Beobachtungen ihrer Aktionen schnellstens wieder aufzunehmen.
Er setzte sich auf einen hochlehnigen Stuhl und konzentrierte sich auf den Globus. Binnen kürzester Zeit hatte er die Reitergruppe plastisch vor sich.
Die Barbaren hatten ein hohes Tempo vorgelegt, befanden sich bereits im Tal. An ihrer Spitze ritt ein Mann, der im Aussehen nicht so ganz zu den anderen paßte. Während die übrigen in eine eng anliegende Ledertracht gekleidet waren, trug dieser Mann einen weitgeschnittenen, schwarzen Umhang, dessen Schöße wie eine Fahne hinter ihm her wehten. Und auch sonst unterschied sich der Mann von seinen Spießgesellen. Seine Gesichtszüge waren nicht so roh, nicht so gewalttätig und verschlagen. Zweifellos war der Mann einer der Führer des Barbarenstammes.
Es dauerte nicht mehr lange, dann waren die Reiter in Sichtweite des Hauses.
Der Mann an der Spitze ließ sich zurückfallen. Da er nicht bewaffnet war, zog er es wohl vor, mögliche Kriegsarbeit seinen Leuten zu überlassen.

Und diese Männer zeigten gleich, daß sie etwas vom Kriegshandwerk verstanden. Der Pulk, den sie bisher gebildet hatten, löste sich im Handumdrehen auf. Aus der von einem Gegner verhältnismäßig leicht zu treffenden Reiterhorde wurden zwanzig Einzelkämpfer, die sich blitzschnell verteilten. Mit schußbereiten Bogen umzingelten sie das Haus von allen Seiten.

Einer von ihnen brüllte zum Haus hinüber, laut und schnarrend.

Ygarrths magischer Globus war nicht in der Lage, akustische Wahrnehmungen zu machen. Er konnte sie durch die verschiedenen Luftlöcher hören, die er hier und dort angebracht hatte.

Und überraschenderweise verstand er sogar, was der Mann da rief.

»Kommt raus, ihr feigen Tho-Walas!«

Was Tho-Walas waren, wußte er nicht. Vermutlich irgendwelche Kreaturen, die sich nicht gerade durch besonderen Mut auszeichneten. Das Kommando als solches jedoch gab ihm keinerlei Rätsel auf.

Die Sprache war ähnlich dem Zoronischen, das von den Menschen in Zynth gesprochen wurde. Und das Zoronische hatte sich aus dem Keltischen entwickelt, das vor Jahrhunderten durch die Druiden in Zynth eingeführt worden war. Ganz offensichtlich hatten die Vorfahren der Zoranen auch in der Welt Fuß gefaßt, aus der die Barbarenhorde kam.

Wieder erschallten Kommandolaute. Und als auf diese keine Reaktion erfolgte, prasselte ein Pfeilregen gegen sämtliche Tür- und Fensteröffnungen des Hauses.

Jetzt merkten die Fremden langsam, daß niemand anwesend war.

Mehrere von ihnen stiegen von den Reittieren und gingen mit schleichenden Schritten auf das Haus zu. Sie hielten dabei Schwerter in den Händen, waren wachsam und vorsichtig. Kurz darauf verschwanden sie im Haus.

Ygarrth behielt sie auch weiterhin im Auge. Er beobachtete, wie sie sämtliche Räume untersuchten und dabei auch nicht vergaßen, nach möglichen Verstecken Ausschau zu halten. Als sie merkten, daß das Haus leer war, machte sich Enttäuschung bei ihnen breit.

Und diese Enttäuschung drückte sich genau so aus, wie Ygarrth das befürchtet hatte. Die Kerle fingen an, die Einrichtung zu demolieren.

Wuchtige Schwerthiebe spalteten Tische und Schränke, zerschmetterten Krüge und Gläser. Ygarrth winselte innerlich, als er zusehen mußte, wie ein Teil seiner wertvollen Bücher ein Opfer der barbarischen Zerstörungswut wurde.

Der düster wirkende Mann mit dem schwarzen Umhang war inzwischen ebenfalls ins Haus getreten. Sekundenlang betrachtete er das wilde Treiben der Krieger.

»Hört auf das mit«, verlangte er dann.

Die Krieger gehorchten sofort. Aber sie taten es mit sichtbarem

Widerstreben. Verständlich in gewisser Weise, denn Plündern und Zerstören waren nun einmal das größte Vergnügen von Männern dieses Schlages. Auch schien es so, als würden die Krieger dem Mann mit dem Umhang nur widerwillig Respekt erweisen.

Einer von ihnen pöbelte den Mann regelrecht an.

»Du hast uns gar nichts zu befehlen, Zauberer«, murrte er. »Es war dein Auftrag, uns zu den Personen zu führen, die wir gefangennehmen sollen. Wo sind diese Personen, Zauberer? Der Lhar wird nicht erfreut sein, von deinem Versagen zu hören!«

Ein Zauberer war der Mann also!

Diese Erkenntnis gefiel Ygarrth ganz und gar nicht. Einen einzigen Mann seiner eigenen Zunft fürchtete er mehr als zwanzig mordlustige Schwertschwinger.

Und es wurde auch schnell offenbar, daß diese Furcht nur allzu begründet war…

Der Zauberer der Barbaren bedachte den Krieger, der ihm widersprochen hatte, mit einem finsteren Blick.

»Hüte deine Zunge«, wies er den anderen zurecht. »Von Versagen kann keine Rede sein. Der Mann, der dieses Haus bewohnt, ist hier.«

»So? Wo ist er denn?«

»Wir werden ihn finden.«

»Und wie?«

Der Zauberer lächelte dünn. »Ein Mann wie ich kennt viele Mittel und Wege!«

Ygarrth fühlte sich immer unbehaglicher. Die Worte seines barbarischen Zunftbruders beunruhigten ihn. Schwer atmend beobachtete er, wie sich der Mann im schwarzen Umhang in eine Art Trance versetzte und die Augen schloß. Es war zu befürchten, daß er in diesem Zustand mehr sah als mit geöffneten Augen.

Und so war es dann auch.

Der Zauberer der Barbaren setzte sich in Bewegung. Einem Schlafwandler gleich verließ er das Haus, überquerte die Freifläche davor und blieb genau dort stehen, wo sich die Einstiegöffnung zu Ygarrths unterirdischem Versteck befand.

Der Zauberer schlug die Augen auf. Er deutete auf den Boden zu seinen Füßen.

»Hier!« sagte er.

Ygarrth empfand das Wort wie einen Messerstich mitten in die Brust.

Die Barbaren verstanden noch nicht, was der Mann im schwarzen Umhang meinte.

»Was soll hier sein?« erkundigte sich einer von ihnen.

»Grabt hier«, sagte der Zauberer. »Dann werdet ihr einen der Männer finden, die wir suchen.«

Mit brennenden Augen beobachtete Ygarrth, wie mehrere Barbaren

ihre Speere in den Boden stießen. Es gab ein klirrendes Geräusch, als die eisernen Spitzen den Stein der Einstiegsplatte trafen.

»Felsen«, murrte ein Krieger. »Du mußt dich irren, Zauberer!«

»Ich irre mich nie«, erwiderte der Angesprochene mit einem kalten Lächeln.

Abermals schlossen sich seine Augen. Nur für wenige Sekunden, dann öffnete er sie wieder.

»Grabt dort!«

Der Zeigefinger des Zauberers wies auf eine Stelle im Gras, die sich ein paar Yards neben der Einstiegsplatte befand.

Ygarrth fiel das Atmen auf einmal schwer. An der bewußten Stelle gab es keinen Fels, sondern nur gewachsenes Erdreich. Wenn die Barbaren dort gruben, würden sie ohne größere Schwierigkeiten in sein Versteck vordringen können. Der Zauberer hatte mit seiner Sehergabe eine der kritischen Schwachstellen des unterirdischen Refugiums entdeckt.

Aber noch gab sich Ygarrth nicht geschlagen. Wie hatte doch sein Zunftbruder gesagt? Es gab Mittel und Wege…

***

Erschrocken fuhr Timothy Miliar zusammen, als die beiden Vögel wie Pfeile auf ihn, Damona und Mike zuschossen.

»Vorsicht!« rief er. »Diese Biester…«

Er bückte sich und griff nach einem kleinen Felsbrocken, der auf dem Boden lag.

»Lassen Sie das«, sagte Mike scharf.

»Aber…«

Der junge Mann verschluckte sich. Die beiden Vögel waren inzwischen bis auf wenige Yards herangekommen. Unmittelbar über den drei Menschen breiteten sie ihre mächtigen Flügel aus und kamen abrupt in der Luft zum Stehen.

Mike grinste breit. »Unterstehen Sie sich, den beiden etwas zu tun. Crok und Gyf sind meine Freunde.«

Er breitete die Arme aus und winkte den Riesenvögeln zu. Dabei stieß er eine Reihe von gutturalen Kehllauten aus, die dazu angetan waren, jeden Tierstimmenimitator vor Neid erblassen zu lassen.

Und die beiden Vögel gaben mit ähnlichen Lauten Antwort.

Staunend betrachtete Timothy Miliar das Schauspiel.

»Man könnte fast meinen, Mr. Hunter unterhält sich mit den Biestern«, raunte er Damona zu.

Damona lächelte. »Sie werden es nicht glauben, aber er unterhält sich tatsächlich mit den beiden. Es hat ihn verdammt viel Zeit und Mühe gekostet, ihre Sprache zu lernen.«

»Sagen Sie bloß!«

»Es gibt in dieser Welt viele Dinge, die Sie verblüffen werden, mein lieber Tim«, fuhr Damona fort. »Sie sollten langsam anfangen, sich darauf einzustellen.«

»Ich… werde mich bemühen«, preßte der junge Mann hervor.

Sichtlich hatte er noch immer Schwierigkeiten, die Szene als Realität anzusehen, die er da vor sich hatte. Zwei nachtschwarze Vögel, groß wie Menschen, mit mörderischen Schnäbeln, messerscharfen Krallen und enormen Schwingen im friedlichen Gespräch mit Mike Hunter – das war auch gar nicht so leicht zu schlucken.

Damona konnte dem Dialog zwischen den beiden Harras und Mike nicht folgen. Während ihres letzten Aufenthalts in Zynth hatte nur Mike Zeit und Gelegenheit gefunden, sich Kenntnisse der Vogelsprache anzueignen.

»Und?« fragte sie, als Mike eine Pause einlegte, *um* seine strapazierte Kehle ein bißchen zur Ruhe kommen zu lassen.

»Alles in Ordnung«, antwortete dieser.

Er konnte nicht vermeiden, daß seine Stimme auch jetzt noch krächzend klang.

»Was ist mit unserem Freund Miliar?« erkundigte sich Damona.

»Können denn Crok und Gyf das zusätzliche Gewicht bewältigen?«

»Das habe ich sie schon gefragt. Kräftemäßig sehen sie keine Probleme. Die Frage ist nur, ob wir keine Probleme bekommen werden.«

»Wieso?«

Mike lachte kurz auf. »Ygarrth hat nur Sitzgelegenheiten für zwei Personen vorgesehen.«

Damona sah gleich, was er meinte. Der Magier aus *den* Bergen hatte an den Beinen der beiden Vögel ein sinniges Strickarrangement befestigt. Wenn sich die Harras in die Lüfte erhoben, formten die Stricke eine Art primitiver Sänfte, in der zwei Menschen Platz finden konnten. Drei jedoch…

Nun, irgendwie mußte es gehen.

»Können wir gleich starten?« fragte Damona. »Oder müssen sich Crok und Gyf erst noch eine Weile vom Hinflug ausruhen?«

Mike wandte sich mit ein paar Zisch- und Pfeiflauten an die beiden Harras. Ihre Antwort kam prompt.

»Sie benötigen keine Erholungspause«, übersetzte Mike. »Wenn es sein muß, können sie zwölf Stunden fliegen, ohne eine Rast einlegen zu müssen.«

»Sehr schön«, nickte Damona.

Anschließend erklärte sie Timothy Miliar, wie das Abenteuer, auf das er sich eingelassen hatte, nun weitergehen würde.

Der junge Mann musterte die beiden Harras argwöhnisch. Und auch der Blick, mit dem er die Seile betrachtete, drückte aus, daß ihm alles

andere als wohl bei der Sache war.

»Diesen… diesen Vögeln sollen wir uns anvertrauen?« fragte er zögernd.

»Natürlich! Wir sind schon einmal mit ihnen geflogen. Sie brauchen sich überhaupt keine Sorgen zu machen.«

Die unglückliche Miene Millars veränderte sich nur unwesentlich.

Mike bemerkte sein Zaudern.

»Niemand zwingt Sie mitzumachen, Miliar«, sagte er ärgerlich.

»Sie können jederzeit in unsere eigene Welt zurückkehren, wenn Ihnen der Sinn danach steht.«

Diesem Ratschlag Folge zu leisten, wäre Miliar allerdings auch dann unmöglich gewesen, wenn er es gewollt hätte. Als die drei nämlich einen Blick zum magischen Tor zurückwarfen, mußten sie feststellen, daß dieses verschwunden war.

»Pech gehabt«, griente Mike anzüglich.

Timothy Miliar schüttelte den Kopf. »Nicht eigentlich. Ich wäre sowieso nicht umgekehrt.«

»Na, dann ist ja alles in Ordnung«, beendete Damona die Diskussion. »Kommen Sie, Tim!«

Crok und Gyf ließen sich auf dem Boden nieder, um ihre drei

»Passagiere« aufzunehmen.

***

Ygarrth hatte seine magische Zynth-Kugel aus der Hand gelegt. Er benötigte sie jetzt nicht mehr. Die weitere Entwicklung der Dinge konnte er mit seinen eigenen Augen verfolgen.

Es führte kein Weg daran vorbei, er saß böse in der Klemme. Niemals hatte er damit gerechnet, daß man seinem unterirdischen Versteck auf die Spur kommen würde. Deshalb hatte er auch für keinen zweiten Ausgang gesorgt. Diese Nachlässigkeit – man konnte es auch Überheblichkeit nennen, wie er zähneknirschend zugeben mußte – rächte sich jetzt. Er steckte in der Falle – im wahrsten Sinne des Wortes.

Er stand am Fuß der Treppe, die nach oben führte. Die Felsplatte darüber, die den Einstieg sicherte, lag unverrückbar fest. Nicht von dort drohte die Gefahr, sondern von der Deckenstelle, die sich ein paar Yards rechts davon befand. Dort waren die Barbaren eifrig am Werk. Ygarrth hörte ihre Anfeuerungsrufe und sah, wie Erdreich nach unten rieselte. Es war nur noch eine Frage von wenigen Augenblicken, bis die Männer den Durchbruch geschafft hatten.

Ygarrth stieg die Treppenstufen hinauf und kauerte unmittelbar unter der Einstiegsplatte nieder. Hier befand er sich in einer Position, in der ihn die Eindringlinge kaum vermuten würden. Tiefe, undurchdringliche Dunkelheit umfing ihn, als er das Fackellicht

löschte.
Dann konzentrierte er sich auf seine magischen Kräfte. Wenn die Barbaren kamen, wollte er vorbereitet sein. Er würde ihnen einen heißen Empfang bereiten.
Wenig später war es soweit.
Ygarrth hörte, wie größere Brocken Erdreich nach unten stürzten.
Dann fiel Lichtschein ein.
Tageslicht!
Die Fremden hatten den Durchbruch geschafft. Der Weg in das unterirdische Refugium war frei für sie.
Zunächst drangen nur ihre wild durcheinanderredenden Stimmen nach unten. Es drückte sich einige Überraschung darin aus. Die meisten hatten offenbar gar nicht daran geglaubt, daß ihnen ihre Graberei etwas einbringen würde.
Köpfe wurden in das Loch gesteckt, zögernd und vorsichtig. Die Männer wollten das Risiko möglichst gering halten.
Noch wurde Ygarrth durch die Dunkelheit geschützt. Die Barbaren sahen ihn nicht.
»Kommt raus!« rief jemand.
Ygarrth rührte sich nicht.
»Wir wissen, daß ihr da unten seid«, meldete sich der Sprecher wieder. »Wenn ihr freiwillig rauskommt, schonen wir euer Leben. Wenn ihr es jedoch nicht tut…« Ein häßliches, grausames Lachen klang auf.
Schweißtropfen traten auf Ygarrths Stirn. Er glaubte dem Kerl jedes Wort. Dennoch war er nicht gewillt, sich so einfach in sein Schicksal zu ergeben. Er blieb, wo er war, und gab keinen Ton von sich.
Flüche erschallten. Aber auch Stimmen, die meinten, daß das Versteck leer sei.
Dennoch gab sich Ygarrth keinen Illusionen hin. Die Kerle würden bestimmt nicht abziehen, ohne die unterirdischen Räume gründlich untersucht zu haben.
Oder doch?
Die Köpfe entschwanden aus Ygarrths Blickfeld.
Der Magier wischte sich den Schweiß von der Stirn. Sollten die Kerle wirklich…
Da verdunkelte sich die künstlich geschaffene Öffnung wieder.
Sehnige Arme erschienen, Hände, die gespannte Bögen hielten.
Dann jagte ein Sturm von Pfeilen heran.
Die Geschosse wurden aufs Geradewohl abgegeben, visierten kein bestimmtes Ziel an. Aber deswegen waren sie nicht ungefährlich.
Ygarrth spürte, wie einer der Pfeile haarscharf an seinem Gesicht vorbeipfiff. Ein zweiter streifte seinen Umhang, bevor er zitternd im Erdreich stecken blieb.

Der Magier krümmte sich noch mehr zusammen, kroch beinahe in den Boden zu seinen Füßen hinein. Das tat er so lautlos, wie er nur eben konnte.

Das Pfeilgewitter fand ein Ende.

Kurz darauf starteten die Barbaren die nächste Phase ihrer Aktion.

Abermals beugten sich mehrere von ihnen über das Erdloch – mit Fackeln in den Händen. Scharfe Augen versuchten, das Dunkel zu durchdringen.

Noch hatte Ygarrth Glück. Die dunkle Kleidung, die er trug, ließ ihn mit dem Hintergrund verschmelzen. Wie lange er diese Tarnung allerdings noch aufrechterhalten konnte, war höchst fraglich.

Nicht mehr lange, wie es aussah…

Drei, vier, fünf Krieger kletterten in das Loch hinein, sprangen nach unten. Zwei von ihnen trugen Fackeln. Und alle hielten Schwerter in den Händen. Ygarrth sah, wie die Klingen aufblinkten, wenn das Licht auf sie fiel.

Der Augenblick der Entdeckung war nahe.

Schleichend wie Raubtiere setzten sich die Barbaren in Bewegung.

Zwei von ihnen gingen nach links, zwei nach rechts. Der fünfte Mann blieb plötzlich stehen und deckte den Rücken seiner Spießgesellen.

Und dann geschah es.

Die beiden Krieger, die Ygarrth am nächsten waren, blieben plötzlich abrupt stehen. Ihre Schwertarme zuckten hoch.

Sie hatten ihn gesehen!

»Hierher!« brüllte der eine.

Die anderen drei waren im Handumdrehen an ihrer Seite. Zu fünft standen sie da, ein Trupp geballter Kampfkraft und wilder Entschlossenheit.

Sekundenlang standen sich der Magier und die Barbaren gegenüber, ohne daß ein einziges Wort gesprochen wurde. Die Luft knisterte vor Spannung.

Dann lachte einer der Fremden.

»Nur ein alter Mann«, stieß er hervor. »Und wir stellen uns an, als würden wir von einem Rudel Rhu-Athas angegriffen!«

Sein Lachen wirkte ansteckend. Auch die anderen prusteten jetzt los. Ihre sprungbereite Haltung entspannte sich. Die drohend erhobenen Schwertspitzen sanken ein Stück nach unten.

»Komm her, alter Mann«, wurde Ygarrth aufgefordert.

Der Magier richtete sich aus seiner gebückten Stellung auf, blieb aber an Ort und Stelle stehen.

»Wird es bald, Alter?« tönte der Sprecher der Barbaren. »Du hast doch nicht etwa Angst vor uns?«

Lachsalven seiner Spießgesellen begleiteten diese höhnischen Worte.

Und wieder dachte der Magier nicht daran, der Aufforderung

nachzukommen.
Jetzt reichte es den Barbaren.
»Gut, wenn du nicht freiwillig kommst, alter Tho-Wala…«
Ein Ruck ging durch ihre Reihen. Dann setzten sie sich wie ein Mann in Bewegung. Ihre Schwerter hatten sie wieder erhoben, versprachen Blut und Tod.
Ygarrth ließ sie bis auf wenige Schritte herankommen. Dann handelte er.
Er streckte die Arme nach vorne, spreizte die Hände.
Bläuliche Funken umtanzten seine Fingerspitzen, wurden zu kleinen Flämmchen, die sich binnen Sekundenbruchteilen in lodernde Feuerzungen verwandelten.
Die Barbaren zuckten zurück, als sei ihnen ein böser Geist erschienen. Ihre Gesichter verzerrten sich zu Grimassen des Entsetzens und der Furcht.
»Ein… Zauberer«, ächzte der eine.
Ygarrth sagte kein einziges Wort. Er streckte die Hände nach den Barbaren.
Die lodernden Feuerzungen wuchsen, leckten gierig nach den Barbaren.
Schon wurde der vorderste von den Flammen erfaßt. Der Mann stieß einen gellenden Schrei aus und brach dann zusammen, als habe ihn ein Keulenhieb zu Boden gestreckt.
Die anderen wurden von Panik erfaßt. Blindlings wichen sie zurück, kamen sich dabei gegenseitig ins Gehege und behinderten sich. Sie wurden zu einem Knäuel ineinander verkeilter Leiber.
Die Flammen trafen einen zweiten Mann, der sofort betäubt zu Boden stürzte.
Die Panik der übrigen steigerte sich. Keiner von ihnen dachte daran, sein Schwert gegen den unheimlichen Gegner einzusetzen. Sie hatten nur einen Gedanken: Weg, nichts wie weg.
Ygarrth verließ seine Position auf der Treppe, machte sich an die Verfolgung der wild davonstürzenden Barbaren.
Der dritte Krieger, von den magischen Flammen erfaßt, wurde von den Füßen gerissen und blieb reglos auf dem Boden liegen. Jetzt standen nur noch zwei.
Oben hatten die im Freien zurückgebliebenen Krieger inzwischen bemerkt, daß ihre Spießgesellen in Schwierigkeiten geraten waren.
Laute, hektische Stimmen wollten wissen, was geschehen war.
»Ein Zauberer«, brüllte einer der beiden Männer unten. »Achat-Lho, du mußt…«
Weiter kam der Barbar nicht. Die Feuerzungen erfaßten ihn und raubten ihm die Sprache.
Und auch der fünfte Mann konnte seinem Schicksal nicht entgehen.

Ygarrth streckte ihn nieder wie alle anderen vor ihm.
Er lächelte. Das war leichter gegangen, als er eigentlich erwartet hatte. Wenn sich die Krieger, die noch oben standen, nicht geschickter anstellten, würden sie nicht gegen ihn ankommen.
Sie hielten Kriegsrat. Ygarrth hörte ihre Stimmen, die jedoch zu leise waren, um die Worte verstehen zu können. Er ging so nahe an das Loch an der Decke heran, wie er nur konnte, ohne von oben gesehen zu werden.
Ein Wort konnte er aus dem undeutlichen Stimmengewirr herausfiltern.
Achat-Lho!
Achat-Lho, das war der Name des barbarischen Zauberers – so viel hatte Ygarrth schon mitbekommen.
Ein unangenehmes Gefühl beschlich ihn. Der Zauberer der Fremden war zweifellos ein Mann, der etwas von seinem magischen Handwerk verstand. Die Art und Weise, in der er das unterirdische Versteck ausfindig gemacht hatte, lieferte den Beweis dafür. Dieser Achat-Lho durfte unter keinen Umständen unterschätzt werden.
Das Palaver der Barbaren ging noch eine kurze Weile weiter. Dann waren die Männer offenbar zu einer Entscheidung gelangt.
Kurz darauf peitschte ein Pfeilregen durch die Deckenöffnung.
Ygarrth trat schnell ein paar Schritte zurück, um nicht durch irgendein vertrackt fliegendes Geschoß getroffen zu werden.
Der Pfeilhagel brach ab. Statt dessen flog irgend etwas anderes nach unten, Zuerst wußte Ygarrth nicht, um was es sich handelte.
Aber er erfuhr es sehr schnell.
An der Stelle, an der das unbekannte Objekt auf den Boden gefallen war, fing es an zu qualmen. Beißender Rauch breitete sich nach allen Seiten aus.
Es ließ sich nicht vermeiden, daß Ygarrth etwas davon einatmete.
Sofort spürte er ein unangenehmes Kratzen in der Kehle. Nur mit Mühe konnte er einen Hustenanfall unterdrücken.
Eilig wich er noch weiter in den Hintergrund seines Refugiums zurück.
Bei den Mächten des Lichts, die Barbaren wollten ihn ausräuchern!
Aber das würde ihnen nicht gelingen. Die unterirdischen Räume besaßen genug Luftlöcher, um diesen Plan von vornherein zum Scheitern zu verurteilen.
Aus jetzt sicherer Entfernung beobachtete Ygarrth den Qualm, der immer dichter wurde. Es entstand ein regelrechter Rauchvorhang, den er mit den Augen nicht mehr durchdringen konnte.
Eigentlich hatte Ygarrth erwartet, daß die Barbaren noch mehr Rauchkörper nach unten werfen würden. Überraschenderweise taten sie das jedoch nicht. Nach ein paar Minuten fing der Rauchvorhang

an, sich zu lichten.

Und da erkannte Ygarrth, daß seine Gegner gar nicht die Absicht gehabt hatten, ihn auszuräuchern. Der Rauch war nur Tarnung gewesen – im wahrsten Sinne des Wortes. Ein neuer Trupp der Barbaren hatte die Gelegenheit genutzt, unbemerkt von Ygarrth nach unten zu klettern. Zehn, zwölf Männer waren es, die ihm in einiger Entfernung gegenüberstanden.

Er konnte sie sehen, sie jedoch ihn noch nicht. Die Dunkelheit im Hintergrund des unterirdischen Verstecks breitete noch ihre schützenden Fittiche über ihn. Ob das jedoch lange so bleiben würde, war zu bezweifeln.

Es blieb nicht lange dabei…

Fackellicht loderte hoch. Die Barbaren setzten sich in Bewegung, näherten sich Ygarrth. Pfeile lagen abschußbereit auf gespannten Bogensehnen, jederzeit bereit, ihren todbringenden Flug durch die Luft anzutreten.

Ygarrth wich noch weiter zurück, um nicht vom Lichtschein erfaßt zu werden. Dann sammelte er sich kurz und entfaltete seine magischen Kräfte.

Wieder wuchsen kalte Flammen aus seinen Fingerspitzen und züngelten den Eindringlingen entgegen.

Da trat ein Mann aus ihren Reihen nach vorne. Ygarrth erkannte ihn sofort: Achat-Lho.

Der Zauberer der Barbaren streckte beide Arme nach vorne. Er hielt etwas in den Händen – eine kleine silberne Scheibe, die im Fackellicht glänzte wie Eis in der Sonne.

Ygarrth spürte, daß ihm von dieser kleinen Silberscheibe Gefahr drohte. Und er versuchte alles, um dieser Gefahr so früh wie möglich zu begegnen.

Unverzüglich richtete er die magischen Flammen gegen den Zauberer der Fremden.

Aber das Feuer kam nicht an Achat-Lho heran. Die Silberscheibe in seinen Händen zog die zuckenden Flammen auf sich und… brachte sie zum Erlöschen.

Ygarrth atmete heftig. Seine Befürchtungen bewahrheiteten sich.

Dieser Mann war gefährlich, war ein ebenbürtiger Gegner. Achat-Lho’s Magie neutralisierte seine eigene.

Noch einmal unternahm er den Versuch, den Zauberer der Barbaren außer Gefecht zu setzen. Mit aller Kraft schleuderte er Achat-Lho das magische Feuer entgegen.

Vergebens…

Die Silberscheibe fraß die Flammen wie ein gieriges Maul und verschluckte sie.

Ygarrth erkannte, daß er machtlos war.

Und auch die Krieger erkannten es. Sie sprangen nach vorne, drangen unaufhaltsam vor. In wenigen Augenblicken hatten sie Ygarrth in ihrem Blickfeld.

Pfeile schnellten von den Sehnen, messerspitze Boten des Verderbens.

Ygarrth sah sie kommen. Aber er war nicht mehr in der Lage, ihnen auszuweichen.

Es wurde schwarz vor seinen Augen.

***

Es war eine verrückte Art der Fortbewegung. Links und rechts ein riesenhafter Vogel und in der Mitte drei Menschen auf einer luftigen Seilkonstruktion, so flogen sie mehrere hundert Meter über der Oberfläche von Zynth dahin.

Es ging unerwartet gut. Den beiden Harras machte das zusätzliche Gewicht Timothy Millars tatsächlich nichts aus. Und auch Damona, Mike und der Freund Mary-Ann Murchisons saßen – hingen – einigermaßen bequem in den Seilen. Ein paar Stunden ließ es sich so schon aushalten. Diese Stunden benötigten sie, um die Eremitenklause Ygarrths zu erreichen.

Unter ihnen glitt das Meer Zynths dahin, eine unfreundlich aussehende graubraune Wassermasse, aus der sich immer wieder die Körper alptraumhafter Meeresbewohner heraussschraubten. Die drei Menschen bekamen ein mulmiges Gefühl in der Magengegend, wenn sie sich vorstellten, daß sie ihren festen Halt verloren und in die Wasserwüste hinabstürzten.

Zum Glück bestand diese Gefahr jedoch nicht.

Stunden vergingen.

Damona und Mike nutzten die Zeit, Timothy Miliar noch einiges über die Hintergründe des ganzen Abenteuers zu erzählen. Nur Damonas Hexeneigenschaft erwähnten sie mit keiner Silbe. Es lag kein Anlaß vor, dieses Geheimnis zu lüften, zumal Damona ihre magischen Kräfte auf Grund des selbstgeschaffenen Hypnoblocks ohnehin nicht demonstrieren würde.

Am meisten interessierte den jungen Mann natürlich alles, was seine Freundin anbetraf.

»Diese Zoronen, in deren Gewalt sich Mary-Ann befindet«, fragte er, »was sind das für… Menschen?«

»Sie brauchen das Wort ›Menschen‹ gar nicht so zögernd auszusprechen«, antwortete Mike. »Die Zoronen sind Menschen. Wahrscheinlich sind ihre Vorfahren, bei denen es sich um Kelten handelte, mehr oder weniger zufällig nach Zynth gelangt. Heute leben einige hundert Zoronen auf Zynth.«

»Mehr nicht?« wunderte sich Miliar. »Ich denke, die Zoronen sind die uneingeschränkten Herrscher dieser Welt!«

»Das sind sie auch. Sie sind intelligenter als die ihnen zahlenmäßig um ein Vielfaches überlegenen Uunra. So ist es ihnen beispielsweise gelungen, Feuerwaffen zu entwickeln und andere Erfindungen zu machen. Dinge, zu denen die primitiven Uunra niemals fähig gewesen wären. Kann es da verwundern, daß diese die Zoronen deshalb als Götter ansehen?«

»Und die Zoronen nutzen ihre… äh … Göttlichkeit weidlich aus!«

»Genau. Mit Rücksichtslosigkeit und Brutalität haben sie die Uunra so eingeschüchtert, daß diese praktisch ihre Sklaven sind und gar nicht auf den Gedanken kommen, das Joch ihrer grausamen Unterdrücker abzuschütteln.«

»Und Mary-Ann?« fragte Timothy Miliar. »Fristet sie auch so eine Art… Sklavendasein?«

Mike antwortete nicht sofort.

»Nun?« drängte Miliar.

»Ja, so kann man es wohl nennen«, gab Mike schließlich zu.

Es hatte keinen Zweck, dem jungen Mann irgendwelche frommen Lügen zu erzählen.

Timothy Miliar fluchte leise vor sich hin und machte ein gequältes Gesicht.

»Sehen Sie nicht zu schwarz«, sprach ihm Damona gut zu.

»Hauptsache ist, daß Ihre Freundin noch lebt. Wir werden alles tun, um sie zu befreien.«

»Darum sind wir schließlich hier«, gab auch noch Mike seinen Senf dazu. Ermunternd klopfte er dem Fluggefährten auf die Schulter. Millars düsteres Gesicht hellte sich wieder etwas auf. Dankbar blickte er Damona und Mike an.

In der Ferne tauchten jetzt die Konturen einer großen Landfläche auf. Noch etwa zwei Stunden Flugzeit, dann würde das Haus Ygarrths erreicht sein.

***

Bei Ur-Ihan, die Arbeit die hinter Achat-Lho lag, war nicht leicht gewesen.

Es hatte den einheimischen Zauberer böse erwischt. Mehrere Pfeile hatten Glieder und Körper durchbohrt, und es war beinahe ein Wunder, daß der alte Mann überhaupt mit dem Leben davongekommen war.

Inzwischen aber hatte der Alte das Schlimmste überstanden. Achat Lho's heilende Hände hatten das ihre getan und die einfachen Fleischwunden verschwinden lassen. Die viel schwereren inneren Verletzungen würden noch längere Zeit brauchen, um ganz auszuheilen. In jedem Falle aber würde der einheimische Zauberer weiterleben, auch wenn er jetzt noch bewußtlos war.

Dieser Bewußtlosigkeit mußte zunächst abgeholfen werden. Khor-Sha, der Unterführer, den Vul-Ghor zum Befehlshaber des Stoßtrupps ernannt hatte, wurde bereits ungeduldig. Mit finsterem Gesicht starrte er den auf seinem Bett liegenden einheimischen Zauberer an.

»Wann kann ich den Kerl endlich befragen?« erkundigte er sich unwirsch.

»Geduld, Geduld«, sagte Achat-Lho.

»Nein«, erwiderte der Unterführer scharf. »Ich habe jetzt lange genug gewartet. Du weißt, daß wir die Aufgabe, die uns der Lhar gestellt hat, erst zum Teil erfüllt haben.«

Wem sagte er das? Schließlich war es Achat-Lho selbst gewesen, der den Befehl Ur-Ihans entgegengenommen hatte. Vul-Ghor hatte den Auftrag lediglich weitergegeben.

Achat-Lho war jedoch nicht bereit, sich von dem Unterführer Vorwürfe gefallen zu lassen.

»Was willst du überhaupt, Khor-Sha?« gab er ebenso scharf zurück. »Hätten deine Krieger den Zauberer nicht mit Pfeilen gespickt, sondern wie geplant gefangengenommen, dann würde unsere Geduld jetzt auf keine harte Probe gestellt.«

Diesen Worten konnte der Unterführer nur wenig entgegensetzen.

»Tu, was du kannst, Zauberer«, sagte er nur. »Und wenn du Erfolg hast, rufe mich.«

Er nickte Achat-Lho kurz zu und verließ anschließend die Behausung des Einheimischen.

Achat-Lho beugte sich wieder über den Bewußtlosen. Erneut setzte er seine magischen Heilkräfte ein, indem er seine Hände auf Kopf und Herz des alten Mannes einwirken ließ. Außerdem flößte er dem Alten einen Trank ein, der seine Lebensgeister wieder auf Trab bringen sollte.

Und eine Weile später wurden seine Bemühungen von Erfolg gekrönt. Die Augenlider des alten Mannes fingen an zu zucken. Er war im Begriff, aus seiner Ohnmacht zu erwachen.

Achat-Lho mußte jetzt sehr schnell handeln, wenn er ihm keine Gelegenheit geben wollte, seine magischen Kräfte einzusetzen. Ein Zauberer mochte körperlich noch so schwer daniederliegen, von seinem Geist konnte er immer noch Gebrauch machen.

Eilig griff Achat-Lho nach dem Silbertalisman des Lhuz-Ifer und legte ihn dem Alten auf die Stirn.

Der Zauber, der vorhin schon die magische Flammenwaffe gebannt hatte, verfehlte auch jetzt seine Wirkung nicht. Ein Zucken ging durch den ganzen Körper des Alten, ein unkontrolliertes, wildes Aufbäumen. Obwohl er das Bewußtsein noch nicht wiedererlangt hatte, verzerrte sich sein Gesicht zu einer Grimasse, in der sich alle Qual der Welt widerspiegelte. Auch wenn er gleich wieder zu sich kam, würde er

nicht in der Lage sein, seine Magie zu praktizieren. Lhuz-Ifers Talisman war stärker.

Ein paar Augenblicke später schlug der einheimische Magier die Augen auf. Sein Gesicht entspannte sich nicht, verzerrte sich vielmehr noch stärker.

Und er begriff sofort, was ihm die Pein bereitete.

»Tu es weg«, keuchte er.

In seinen Augen brannte der Schmerz.

Achat-Lho schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht riskieren, daß du mich überrascht.«

Der Alte preßte die Lippen zusammen, versuchte dann, sich ruckartig aufzusetzen, um auf diese Weise den Silbertalisman abschütteln zu können.

Es gelang ihm nicht. Mit fester Hand preßte Achat-Lho das Amulett gegen seine Stirn und nagelte ihn förmlich auf seinem Ruhelager fest.

»Gib dir keine Mühe«, sagte er gleichmütig.

Es bereitete ihm kein Vergnügen, dem Zunftbruder Schmerzen bereiten zu müssen. Aber was sein mußte, mußte sein. Er durfte sich kein Mitleid leisten.

Noch gab der alte Mann nicht auf. Röchelnd stieß er hervor: »Ich verspreche dir, daß ich nichts gegen dich unternehmen werde. Nur… tu es weg!«

Achat-Lho ließ sich nicht erweichen.

»Wir können uns gleich über Erleichterungen deiner Lage unterhalten«, sagte er. »Zunächst aber mußt du mir ein paar Fragen beantworten.«

»Was… willst du wissen?«

Das Sprechen fiel dem Alten sichtlich schwer. Die Augen traten ihm beinahe aus den Höhlen. Sein Gesicht hatte eine graue, kranke Färbung angenommen.

Bevor Achat-Lho seine Fragen stellen konnte, betrat Khor-Sha wieder den Raum.

»Nun, ist er…«

Der Unterführer unterbrach sich, als er sah, daß der Magier aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht war. Mit schnellen Schritten trat er an das Lager heran.

»Hast du ihn schon gefragt, was wir wissen wollen, Zauberer?« stieß er hervor.

»Wenn deine Störung nicht gewesen wäre, hätte ich es längst getan«, antwortete Achat-Lho.

»So frage!« sagte der Unterführer barsch.

Achat-Lho wandte sich wieder an seinen Zunftbruder.

»Sage mir, wo deine beiden Gefährten sind«, verlangte er mit ruhiger Stimme.

»Gefährten?« echote der Alte krächzend.
»Ein Mann und eine Frau, ja.«
»Ich habe keine Gefährten. Jeder, der Augen im Kopfe hat, kann sehen, daß ich allein hier lebe.«
»Das mag schon sein«, nickte Achat-Lho. »Zur Zeit jedoch weilen die beiden in deiner Gesellschaft.«
»Woher… willst du das wissen?«
»Ich weiß es von Ur-Ihan. Und der Gott irrt sich niemals!«
Sekundenlang antwortete der alte Mann nicht. Er dachte angestrengt nach. Trotz seines nach wie vor schmerzverzerrten Gesichts war ihm das deutlich anzusehen.
»Nun?«
Achat-Lho preßte den Silbertalisman etwas härter gegen die Stirn des Liegenden.
Dieser gab ein paar Stöhnlaute von sich.
»Ich weiß nicht, wovon du redest«, quetschte er dann zwischen zusammengepreßten Zähnen hervor. »Hier lebt niemand außer mir.«
Achat-Lho seufzte leise. Der alte Mann hatte sich also dafür entschieden, Schweigen zu bewahren. Er wollte die Hexe aus der fremden Welt schützen, wollte ihren gegenwärtigen Aufenthaltsort nicht verraten. Nun, wenn er es nicht anders haben wollte, mußten härtere Maßnahmen ergriffen werden.
Dieser Ansicht war auch Khor-Sha. Der schnauzbärtige Unterführer legte die Rechte auf den Knauf seines Kurzschwerts und riß die Waffe aus der Gürtelschlaufe. Mit erhobenem Schwert beugte er sich über den Alten.
»Ich spalte dir den Schädel, du widerspenstiger Thu-Gol!« brüllte er.
Der alte Mann gab ihm keine Antwort. Zum deutlichen Zeichen seiner Nichtachtung schloß er die Augen.
Khor-Sha zitterte vor Wut. Einen Augenblick lang sah es so aus, als ob er seine Drohung wahrmachen und die Klinge tatsächlich auf den Kopf des Einheimischen niedersausen lassen würde. Aber er beherrschte sich dann doch und senkte die Waffe. Ein Lächeln huschte über seine Züge.
»Vielleicht wünschst du dir einen leichten und schnellen Tod, Alter«, sagte er beinahe heiter. »Aber dieser Wunsch wird nicht in Erfüllung gehen. Du wirst langsam sterben, sehr langsam, es sei denn, du wirst vernünftig und gibst deinen sinnlosen Widerstand auf. In diesem Falle…«
Khor-Sha ließ den Rest des Satzes vieldeutig in der Luft hängen.
Der einheimische Zauberer reagierte jedoch nicht darauf. Er hielt die Augen weiterhin geschlossen. Es sah fast so aus, als ob er dem Unterführer gar nicht zugehört hatte.
Wieder wurde Khor-Sha von der Wut übermannt.

»Wer nicht hören will, muß fühlen!« grollte er.

Mit der Linken griff er nach einer Hand des Alten und hob wieder sein Schwert.

»Was hast du vor?« fragte Achat-Lho scharf.

Die Augen des Unterführers blitzten böse. »Ich werde ihm nacheinander jeden einzelnen Finger…«

»Nein!«

»Du wagst es, mir Vorschriften zu machen? Hast du vergessen, *wem* der Lahr die Befehlsgewalt übertragen hat?«

Achat-Lho winkte ab. »Darum geht es nicht.«

Er deutete auf den alten Mann, dessen soeben noch völlig verkrampftes, schmerzverzerrtes Gesicht auf einmal ganz entspannt und gelassen aussah.

»Der Zauberer hat sich in Trance versetzt«, erklärte er dem Unterführer. »Schmerzen können ihn in diesem Zustand nicht gefügig machen. Er spürt sie gar nicht.«

Khor-Sha stampfte erbittert mit dem Fuß auf. »Dann wecke ihn auf aus dieser Trance!«

»Das werde ich tun. Aber es wäre mir lieber, wenn ich dabei ungestört bin.«

»Ich soll also gehen?«

»Ja.«

Brüsk drehte sich der Unterführer um und verließ Verwünschungen murmelnd, den Raum.

Achat-Lho atmete auf. Khor-Sha ging ihm mit seiner Unbeherrschtheit und seiner Anmaßung ziemlich auf die Nerven. Er fragte sich, warum der Lhar ausgerechnet ihn zum Befehlshaber des Unternehmens gemacht hatte.

Im nächsten Augenblick dachte er nicht mehr an den Unterführer.

Es ging um den Alten, alles andere war nebensächlich. Der Mann mußte zum Sprechen gebracht werden. Und wenn das mit herkömmlichen Mitteln nicht ging…

Achat-Lho ging zur Tür, überzeugte sich davon, daß dort keiner der Krieger stand, um ihn zu beobachten. Dann begab er sich zu dem großen Fenster und verhängte es mit einem großen Stoffetzen, den der Hausbesitzer als Bodenbelag benutzte.

Es wurde dunkel im Raum. Achat-Lho sorgte für Abhilfe, indem er eine Fackel entzündete.

Dann ließ er sich auf die Knie nieder, versank in tiefer Ehrfurcht und rief den großen Ur-Ihan an.

***

Ygarrth schwebte in Gefilden, die weit, weit von der Realität entfernt waren.

Er lag auf einer grünen Wiese und blickte in einen strahlendblauen Himmel, den kein Wölkchen trübte. Angenehm wärmende Sonnenstrahlen kitzelten seine Haut, und der Duft von tausend Blumen umschmeichelte ihn. Aus der Ferne drang melodische Sphärenmusik auf ihn ein, die ihn in eine unendlich friedvolle Stimmung versetzte.

Lächelnd setzte sich Ygarrth aufrecht. Etwas fehlte noch in der romantischen Idylle: Leben.

Er klatschte in die Hände.

Und schon änderte sich die Szenerie um ihn herum.

Eine Schar junger Mädchen erschien auf der Bildfläche. Eins war schöner als das andere. Mit ihren wallenden Blondhaaren, den zarten Gesichtern und den vollendet gewachsenen Körpern waren sie nicht mehr und nicht weniger als Gestalt gewordene Träume.

Die Mädchen bildeten einen Kreis um Ygarrth und begannen zu tanzen. Ihre Grazie, ihre anmutigen Bewegungen machten den Reigen zu einem überirdischen Schweben. Dazu sangen sie mit kristallklaren Stimmen Lieder von unendlicher Süße.

Ygarrth lehnte sich entspannt zurück und ließ den ganzen Zauber auf sich einwirken. Selten in seinem langen Leben hatte er sich so zufrieden und glücklich gefühlt.

Dann aber erfuhr das stille Glück plötzlich eine unerwartete, herbe Trübung.

Dunkle, fast schwarze Wolken zogen am Himmel auf. Aus dem linden Lüftchen, das bisher geweht hatte, wurde ein scharfer Wind, der Ygarrth frösteln ließ. Der zarte Blumenduft, der seine Nase so angenehm kitzelte, verflüchtigte sich. Statt dessen war die Luft auf einmal geschwängert von üblen Gerüchen, die sich immer penetranter bemerkbar machten. Das Gras und die Blumen, in deren Mitte Ygarrth lag, verloren ihre frische, gesunde Färbung und verdorrten.

Die ferne Sphärenmusik war auf einmal durchsetzt von schrillen Dissonanzen.

Alarmiert setzte sich Ygarrth auf recht.

Der fröhliche Reigen der Mädchen geriet in Auflösung. Die jungen Frauen hörten auf zu tanzen und sangen auch nicht mehr. Verwirrt standen sie da und blickten Ygarrth an.

Der Magier sprang auf die Füße. Auch er war verwirrt und wußte nicht, wieso sich der paradiesische Zustand so plötzlich in etwas Düsteres, Drohendes verwandelt hatte.

Das Brausen des Windes gewann an Lautstärke. Der pestilenzartige Geruch wurde noch intensiver und verursachte Ygarrth ein Gefühl geistiger und körperlicher Übelkeit. Der Magier merkte jetzt, daß die befremdlichen Phänomene aus einer ganz bestimmten Richtung kamen. Dort irgendwo mußte die Ursprungsquelle des Übels liegen.

Und dann sah er etwas.
Eine riesenhafte Gestalt, die aus den dräuenden Sturmwolken dem Erdboden entgegenjagte. Die Gestalt wurde begleitet von zuckenden Blitzen und rollenden Donnerschlägen. Noch war sie zu weit entfernt, als daß Ygarrth sie genau erkennen konnte. Aber schon jetzt spürte er, wie sich das Grauen in seinem Innersten ausbreitete, wie ihn die Furcht packte.
Näher und näher kam die unheimliche Gestalt, mit einer Geschwindigkeit, die den Sturm beschämte.
Der Mädchenschar ging es nicht anders als Ygarrth. Die jungen Frauen zitterten vor Angst, und ihre Gesichter verkrampften sich in schreckhafter Erwartung.
Sekunden später war die Gestalt heran.
Ygarrth sah sie jetzt ganz deutlich vor sich.
Er stöhnte vor Entsetzen.
Die Gestalt war von erschreckender Größe. Säulenartige Arme und Beine wuchsen aus einem mächtigen Körper heraus, der über und über mit schillernden Schuppen besetzt war. Am erschreckendsten jedoch wirkte der Kopf der Kreatur. Es war ein gewaltiger Saurierschädel. Der Rachen strotzte von Zähnen, die so lang wie Kurzschwerter waren. Die unergründlich tiefen Augen, in denen ein verzehrendes Feuer brannte, strahlten eine infernalische Bösartigkeit aus. Giftiger Geifer tropfte aus dem Rachen, und aus den Nasenöffnungen strömten bei jedem Atemzug schwarzgraue Qualmwolken.
Ygarrth hatte die Schreckenskreatur niemals gesehen. Aber er kannte sie aus Beschreibungen. Deshalb wußte er sofort, wen er vor sich hatte.
Urian!
In den alten Schriften nannte man ihn den Herrn des Grauens, und er galt als einer der ranghöchsten Vertreter der Schwarzen Familie.
Menschen und Dämonen fürchteten ihn gleichermaßen.
Ygarrth spürte, wie eisige Furcht in ihm hochkroch. Er war wie gelähmt, wußte nicht, was er jetzt tun sollte. Gebannt blickte er auf den Dämonenfürsten.
Die Mädchen wurden von Panik gepackt. Sie schrien gellend und rannten in wilder Jagd davon.
Aber sie kamen nicht weit.
Urian hob seine prankenähnlichen Hände. Wie Schüsse aus einer Pistole zuckten grelle Blitze aus seinen krallenbewehrten Fingern.
Die jungen Frauen wurden davon getroffen und verwandelten sich in menschliche Fackeln. In Sekundenbruchteilen verbrannten sie.
Nur ein paar Aschehäuflein blieben von ihnen übrig.
Jetzt war Ygarrth allein mit dem schrecklichen Unhold aus dem Reich der Finsternis.

Flucht! schrie es in ihm.

Aber die rätselhafte Lähmung, die ihn befallen hatte, wich nicht von ihm. Seine Beine gehorchten ihm nicht. Er war nicht in der Lage, sich von der Stelle zu rühren.

Ganz langsam, sich seines Triumphes vollkommen sicher, trat der Dämon auf Ygarrth zu. Unsagbare Tücke funkelte in seinen Reptilienaugen.

Abwehrend hob Ygarrth die Hände. Jeden Augenblick rechnete er damit, ebenfalls in einen Aschenhaufen verwandelt zu werden.

Krampfhaft versuchte er, seine magischen Kräfte zu mobilisieren.

Es gelang ihm nicht. Das Potential des Dämonenfürsten war unvergleichbar größer und ließ ihm keine Chance. Er war zur völligen Hilflosigkeit verurteilt.

Noch jedoch ließ der todbringende Angriff des Unholds aus der Finsternis auf sich warten. Urian genoß es offenbar, sich an der Todesangst seines Opfers weiden zu können. Vielleicht wollte er, daß ihn Ygarrth um Gnade anflehte.

Dazu war der Magier jedoch nicht bereit. Diesen letzten, ultimativen Triumph würde er dem Vertreter der bösen Mächte nicht zuteil werden lassen. Er rang die Furcht in seinem Innersten nieder und bemühte sich, Gelassenheit zu zeigen.

»Töte mich nur, Ungeheuer«, sagte er und blickte Urian gefaßt in die häßliche Dämonenfratze. »Letzten Endes werden die Kräfte des Lichts doch den Sieg über die Mächte der Finsternis davontragen!«

Der Herr des Grauens lachte. Es war ein schreckliches Lachen, voller Hohn und perfider Gemeinheit.

»Du sprichst große Worte gelassen aus, kleiner Zauberer«, erwiderte er, wobei nach Schwefel stinkende Rauchwolken aus seinem Rachen hervorquollen. »Aber das wird sich sehr bald ändern.«

»Ich fürchte den Tod nicht«, bekräftigte der Magier abermals.

»Ich habe nicht die Absicht dich zu töten, Zauberer. Für einen Mann wie dich gibt es eine viel bessere Verwendung. Ich werde dich zu meinem Sklaven machen.«

»Niemals!« erwiderte Ygarrth heftig. »Niemals werde ich in den Dienst des Bösen treten!«

»Wirklich nicht?«

»Nein!«

Und wieder lachte der Dämon.

»Ich weiß wohl, daß du nicht freiwillig dem Lichte abschwörst«, sagte er erheitert. »Aber was spielt es für eine Rolle, was ein Wurm wie du will? Ich werde dich zwingen, mein Sklave zu sein. Und nun versuche, etwas dagegen zu tun!«

Mit diesen Worten streckte er wieder seine Arme aus, so daß die Spitzen seiner Krallen wie Pfeile auf Ygarrth gerichtet waren.

Blitze zuckten hervor und bohrten sich wie glühende Messer in den Kopf des Magiers.

Ygarrth hatte das Gefühl; als würde ein Vulkan in seinem Bewußtsein ausbrechen. Er ging in einem wirbelnden Chaos unter…

… und tauchte wieder auf.

Aber jetzt befand er sich nicht mehr auf der verdorrten Wiese seines Phantasielands, sondern lag auf dem Ruhelager seines Schlafraums. Der Trancezustand, in den er sich selbst versetzt hatte, war zu Ende gegangen. Er war in die Wirklichkeit zurückgekehrt.

Aber diese Wirklichkeit hatte nichts von der Schrecklichkeit des Traums verloren. Urian war noch immer da!

Ygarrth spürte ihn, spürte ihn mit schmerzlicher Intensität. Die Aura des Dämons war tatsächlich in sein Bewußtsein eingedrungen, war im Begriff, seinen freien Willen, sein Denken und Fühlen, sein gesamtes Ich zu unterjochen.

Verzweifelt versuchte Ygarrth, gegen die grauenhafte Vergewaltigung anzukämpfen.

Das Amulett des Bösen, das der Zauberer der Barbaren nach wie vor gegen seine Stirn preßte, hatte Urian den Weg gebahnt. Es gab nichts, was er tun konnte, um den erdrückenden Einfluß des Dämons wieder aus seinem Bewußtsein zu verdrängen. Dazu reichten seine Kräfte bei weitem nicht aus.

Mehr und mehr gewann der Herr des Grauens die Oberhand.

Ygarrths Widerstand wurde schwächer und schwächer und erlahmte schließlich fast ganz.

Ein teuflisches Lachen explodierte im Bewußtsein des Magiers.

»Nun, kleiner Zauberer«, hörte er die Stimme des Dämonenfürsten, »hatte ich dir nicht gesagt, daß ich dich auch gegen deinen Willen zu meinem gehorsamen Diener machen werde?«

Ygarrth zweifelte nicht mehr daran, daß es Urian mühelos gelingen würde, seine Absicht zu verwirklichen. Der Einfluß des Dämonen auf sein Bewußtsein wurde immer stärker.

Wenig später erlosch der letzte Widerstandsfunke.

Der Zauberer der Barbaren entfernte das Amulett von Ygarrths Stirn. Es wurde nicht mehr benötigt.

Ygarrth war zu einem ergebenen Sklaven des Dämonenfürsten geworden.

***

Eine unfreundliche, lebensfeindliche Landschaft zog unter Damona, Mike und Timothy Miliar hinweg. Schroffe Berge, die wie Speerspitzen in den Himmel stachen, Abgründe und Schluchten, deren Boden sich im diffusen Halbdunkel verlor. Grau und schwarz waren die Berge. Sie wirkten wie verbrannt. Nirgendwo zeigte sich eine Spur von

Vegetation. Ab und zu nur tauchte ein reißender Wildbach auf, dessen Wasser sich schaumgekrönt die Felsen hinunterstürzte.

Es schien undenkbar, daß in dieser kalten Steinwüste irgendwo ein Mensch lebte.

Und doch war es so. Inmitten dieser öden Bergwildnis lebte Ygarrth, der Magier. Zielbewußt steuerten Gyf und Crok, seine beiden gefiederten Freunde, dem Haus des Eremiten entgegen.

Und dann tauchte das Ziel in der Ferne auf. Ein grüner Fleck in der tristen Farblosigkeit der Berge, eine lebensspendende Oase in der Felswüste.

Die mächtigen Schwingen der beiden Harras bewegten sich noch etwas kräftiger, noch etwas schneller. Sie waren jetzt wie zwei Reitpferde, die den heimischen Stall gerochen hatten.

Der grüne Fleck wuchs, nahm langsam Konturen an. Ein romantisches Tal schob sich ins Blickfeld – Bäume, saftiges Gras, eine sprudelnde Quelle. Und inmitten der blühenden Oase ein klobiges Haus aus verblüffend ebenmäßigen Felssteinen.

Ygarrths Eremitenklause…

Crok und Gyf ließen sich nach unten sinken und fielen dem Haus jetzt so schnell entgegen, daß den drei Menschen Hören und Sehen verging. Dabei stießen sie heisere Schreie aus.

»Was sagen sie?« fragte Damona, die sich krampfhaft bemühte, gegen das Schwindelgefühl anzukämpfen, das sie zu überwältigen drohte.

Mike, der schon mehr Erfahrung mit den beiden Harras gesammelt hatte, lachte.

»Sie rufen ihren Herrn und Meister, was sonst?« gab er zur Antwort.

Das Rufen der beiden gefiederten Gesellen blieb nicht ohne Erfolg.

Ein Mann mit schlohweißem Haar und ellenlangem Bart trat nach draußen: Ygarrth.

Der Magier war aus der Blüte seiner besten Jahre längst heraus.

Aber er stand aufrecht und ungebeugt wie ein knorriger Baum. Er hob einen Arm und winkte den Ankömmlingen zu.

Ein paar Augenblicke später setzten Crok und Gyf auf der Rasenfläche vor dem Haus auf. Sie taten es sehr vorsichtig und behutsam, so daß ihre drei menschlichen Begleiter in ihrer »Sänfte« nicht zu Schaden kamen.

Ygarrth zeigte ein freundliches Begrüßungslächeln. »Hattet ihr eine gute Reise, meine Freunde?«

Damona, Mike und Timothy Miliar waren noch damit beschäftigt, sich aus dem Seilarrangement zu befreien. Das war gar nicht so einfach, weil sich die Stricke während des Fluges ineinander verknotet hatten. Schließlich jedoch schafften sie es.

Mike war der erste, der auf den Magier zuging.

»Hallo, alter Freund«, sagte er und klopfte dem alten Mann kräftig

auf die Schulter. »Freut mich, dich wiederzusehen!«

»Die Freude ist ganz meinerseits«, erwiderte Ygarrth und begrüßte dann auch Damona.

Timothy Miliar allerdings blickte er mit gerunzelter Stirn an. Der junge Mann fühlte sich sichtlich unwohl unter seinem prüfenden Blick. Etwas nervös trat er von einem Fuße auf den anderen und schlug die Augen nieder.

»Wer ist das?« fragte Ygarrth.

»Ein Freund«, antwortete Mike. »Er ist der Bräutigam einer der jungen Frauen, die wir aus der Gewalt der Zoronen befreien wollen. Tim ist absolut zuverlässig.«

So ganz war Mike von seinen Worten nicht überzeugt, denn er hätte es doch lieber gesehen, wenn Miliar in Blairgowrie geblieben wäre. Aber das mußte er dem Magier ja nicht unbedingt auf die Nase binden.

Ygarrth nickte zögernd, nahm Mike dann ein Stück zur Seite, so daß Miliar und auch Damona nicht hören konnten, was er zu sagen hatte.

»Hat Damona King Vorsorge getroffen, ihr magisches Potential nicht wirken zu lassen?« erkundigte er sich leise.

Erneut klopfte ihm Mike auf die Schulter. »Keine Bange, es ist alles in Ordnung. Damona wird deine eigenen Zauberfähigkeiten nicht beeinträchtigen.«

»Dann ist es gut«, sagte der Magier mit spürbarer Erleichterung.

»Ich hatte auch nicht erwartet, daß mich deine Freundin täuscht, Mike Hunter.«

Er trat wieder zu Damona und Timothy Miliar hinüber.

»Kommt ins Haus«, sagte er einladend. »Ich habe einen kleinen Begrüßungstrunk vorbereitet. Außerdem werdet ihr euch nach dem anstrengenden Flug etwas erholen wollen.«

»Das ist ein Wort!« gab Mike zurück. »Und wenn es dir nichts ausmacht, Ygarrth… Ich habe einen Bärenhunger. Wenn du zu deinem Trunk noch einen kräftigen Bissen reichen würdest?«

»Natürlich, natürlich. Kommt nun!«

Mike und Timothy lenkten ihre Schritte zur Tür. Damona, die sich ebenfalls in Bewegung gesetzt hatte, blieb plötzlich stehen.

»Ygarrth?«

»Ja, Damona King?«

Damona nagte an ihrer Unterlippe.

»Hattest du heute schon anderen Besuch, Ygarrth?«

»Anderen Besuch?« Der Magier stellte eine fragende Miene zur Schau. »Wie kommst du denn darauf?«

Damona antwortete nicht sofort. Sie entfernte sich ein paar Schritte, bückte sich und nahm etwas aus dem Gras hoch. Dann kam sie zurück.

»Deswegen«, sagte sie und hielt den Gegenstand hoch, den sie

aufgeklaubt hatte.
Es war ein Pfeil.
Ygarrth starrte zunächst auf das Geschoß, lachte dann kurz auf.
»Wie kommst du auf den Gedanken, daß ein Besucher diesen Pfeil verloren hat, Damona King? Der Pfeil gehört mir. Ich habe damit auf einen Zork geschossen.«
»Zork?«
»Ein echsenartiger Räuber, der in den Bergen zu Hause ist, jedoch mitunter in mein Tal kommt.«
»Wußte gar nicht, daß du mit Pfeil und Bogen auf die Jagd gehst«, wunderte sich Mike. »Schließlich besitzt du ja eine Pistole, wie ich weiß.«
»Mit der Pistole gegen einen Zork?« gab der Magier zurück. »Das wäre… barbarisch.«
»Wirklich?«
Mike wußte nicht genau, wieso. Aber er konnte nicht vermeiden, daß auf einmal Mißtrauen in ihm wach wurde.
Irgend etwas stimmte nicht!
Er wandte sich wieder von der Tür ab und ging zu der Stelle, an der Damona den Pfeil gefunden hatte.
Sein Argwohn bekam neue Nahrung. Im Umkreis der betreffenden Stelle war das Gras niedergedrückt, und zwar in ganz erheblichem Maße.
»Damona, komm doch mal her!«
Damona kam. Und auch Ygarrth und Timothy Miliar schlossen sich an.
»Fällt dir an dem Boden nichts auf?« fragte Mike Hunter seine Freundin.
Damona nickte. »Jetzt wo du es sagst… Hier hat irgend jemand das Gras niedergetrampelt.«
»Ganz meiner Meinung!«
Der Magier räusperte sich. »Was ist daran so ungewöhnlich? Schließlich ist das Tal nicht unbewohnt. Ich lebe hier!«
Mike schüttelte den Kopf. »Nein, Ygarrth. Ein Mann allein kann das nicht bewirkt haben. Meiner Meinung nach hat hier eine ganze Heerschar herumgestanden.«
»Eine Heerschar?« Der alte Mann lachte. »*Wo* soll denn die hergekommen sein?«
Es war Mike nicht entgangen, daß sein Lachen etwas gezwungen klang. Sein Verdacht, daß etwas nicht stimmte, wurde immer größer. Sein sechster Sinn, auf den er sich meistens verlassen konnte, sagte ihm, daß eine unbestimmte Gefahr drohte.
Und der Teufel sollte ihn holen, wenn der Magier das nicht verdammt genau wußte!

Er mußte den Dingen näher auf den Grund gehen.

Die Augen auf den Boden gerichtet, entfernte er sich von der Stelle, weg vom Haus.

Schnell zeigte sich, daß er das richtige Gespür gehabt hatte. Er fand weitere Stellen, an denen das Gras schwer in Mitleidenschaft gezogen worden war. Ganze Büschel waren aus dem Boden herausgerissen worden, so als seien achtlose Füße darüber hinweggegangen.

Und dann sah Mike noch etwas.

Eindeutige Spuren!

»Tim«, rief er.

Miliar eilte eifrig herbei. Der junge Mann wollte natürlich unter Beweis stellen, daß seine Anwesenheit von Nutzen sein konnte.

»Ja, Mike?«

Mike deutete auf den Boden zu seinen Füßen.

»Sie stammen doch aus einer ländlichen Gegend«, sagte er. »Kommen Ihnen diese Spuren nicht vertraut vor?«

Timothy Miliar ging in die Knie.

»Ja«, nickte er, »sie kommen mir vertraut vor – fast! Wenn die seltsame Ausbuchtung links und rechts nicht wäre, würde ich sagen, daß es sich um Abdrücke von Pferdehufen handelt.«

»Das war auch meine Meinung!« stellte Mike fest.

Er wandte sich an den Magier. »Nun, Ygarrth?«

Die Augenlider des alten Mannes zuckten. Geradezu böse erwiderte er den Blick seines Gegenübers.

»Wer war hier?« drängte Mike. »Zoranen?«

»Unsinn!« sagte Ygarrth. »Keinem Zoronen würde es einfallen, seine Stadt zu verlassen. Dazu sind die Kerle viel zu faul.«

»Wenn es keine Zoronen waren, wer war es sonst? Und vor allen Dingen – warum wolltest du uns verheimlichen, daß du Besuch hattest? Ich dachte immer, zwischen uns gäbe es keine Geheimnisse!«

Es war deutlich zu spüren, daß der Magier krampfhaft nach einer Antwort suchte. Aber es fiel ihm anscheinend keine plausible Erklärung ein. Sekundenlang sagte er kein einziges Wort, blickte seine drei Gäste nur ohne Gesichtsregung an.

Er ist anders, dachte Mike. Sein ganzes Verhalten ist anders, als ich es in Erinnerung habe!

Er überlegte noch, was er tun konnte, um den Magier aus seiner merkwürdigen Reserviertheit herauslocken zu können, als ihm die Initiative aus der Hand genommen wurde.

Ganz plötzlich und mit einer Schnelligkeit, die man einem alten Mann wie ihm kaum zugetraut hätte, machte Ygarrth einen Satz rückwärts.

Dann stieß er ein paar schrille Schreie aus, die sich wie Alarmrufe anhörten.

Es waren Alarmrufe.
Die Tür von Ygarrths Haus flog auf. Eine ganze Schar von fremden Männern drängte nach draußen.
Im Sturmschritt jagten die Männer auf Mike, Damona und Timothy Miliar zu.

***

Eine Falle! schoß es Mike durch den Kopf.
Ygarrth hatte zweifellos vorgehabt, sie ins Haus zu locken, wo die Männer schon auf sie lauerten. Und als dieses Vorhaben zu scheitern drohte…
Es war jetzt keine Zeit, sich Gedanken über die Motive und Gedankengänge des Magiers zu machen. Fest stand, daß er nicht der Freund war, den sie in ihm gesehen hatten. Ohne jede Frage steckte er mit diesem Haufen wüster Gesellen, die jetzt auf sie losstürmten, unter einer Decke.
Wüste Gesellen – das war genau die richtige Bezeichnung für die fremden Männer. Sie sahen aus wie eine Horde von barbarischen Hunnen, die einst wie ein Sturmwind über das christliche Abendland hergefallen waren. Drahtige und dabei doch kräftige Männer, in deren Gesichtern deutlich zu lesen war, daß sie nur eine Leidenschaft hatten: den Kampf.
Erschreckend schnell kamen sie heran. Die Klingen ihrer kurzen Schwerter blitzten im Licht der untergehenden Sonne, und ihre Kampfschreie schmerzten in den Ohren.
Damona und Mike waren es gewohnt, auf Gefahren blitzartig zu reagieren. Auch diesmal war ihre Schrecksekunde kurz. Mike benötigte nur wenige Augenblicke, um seine Pistole hervorzureißen und schußfertig zu machen.
Der erste der Angreifer war inzwischen keine zehn Schritte mehr entfernt.
Mike hob die Waffe und feuerte.
Und er traf.
Mit einem gellenden Schrei warf der Barbar die Arme in die Luft und stürzte zu Boden.
Schon nahm Mike den nächsten aufs Korn. Er zielte nur kurz und drückte ab.
Und wieder traf er.
Der Angreifer blieb stehen, als sei er gegen eine Mauer gelaufen, brach dann zusammen.
Jetzt hatten die anderen gemerkt, daß sie mit ihren Opfern nicht so leicht fertig werden würden, wie sie sich das wohl gedacht hatten.
Und es war vermutlich auch das erste Mal, daß sie mit einer modernen Schnellfeuerpistole konfrontiert wurden. Ihr ungestümer

Vormarsch geriet ins Stocken.

Damona schaltete sofort.

»Weg hier!« rief sie. »Wenn wir uns dort zwischen den Felsen verschanzen können…«

Sie hatte recht. Jeden Augenblick konnten die Barbaren auf den Gedanken kommen, ihre Schwerter gegen Pfeil und Bogen auszutauschen.

Dann gab es keine Rettung mehr. Auf der Lichtung würden die Pfeile ohne Schwierigkeiten ihr Ziel treffen.

Mike feuerte noch einmal auf die zögernden Angreifer, nahm sich aber nicht die Zeit zu prüfen, ob er getroffen hatte. Er drehte sich auf dem Absatz um und rannte hinter Damona und Timothy Miliar nach, die bereits den schützenden Felsen am Rande der Lichtung entgegenstrebten.

Ygarrth wollte sich ihm in den Weg stellen, wollte seine Flucht verhindern.

Knurrend hob Mike die Pistole.

Überraschenderweise für ihn selbst hatte er jedoch plötzlich eine merkwürdige Scheu, den alten Mann über den Haufen zu schießen.

Während seines letzten Aufenthaltes in Zynth hatte er Ygarrth viel zu verdanken gehabt. Und noch vor wenigen Minuten hatte er den Magier als Freund angesehen. Dies alles konnte man nicht von Augenblick zu Augenblick vergessen. Mike begnügte sich deshalb damit, Ygarrth mit der Pistole einen Schlag zu versetzen, der diesen zur Seite schleuderte.

Der Weg war frei.

Mit langen Schritten hetzte Mike weiter.

Jetzt aber setzten sich auch die Barbaren wieder in Bewegung. Mit lautem Gebrüll nahmen sie die Verfolgung auf.

Damona und Timothy Miliar hatten vor Mike einen Vorsprung von mehreren Körperlängen. Die Hälfte der Strecke lag bereits hinter ihnen. Und auch Mike gewann an Boden. Die Barbaren hatten bisher noch kein Yard aufgeholt.

»Schneller, Mike«, rief Damona über die Schulter zurück. »Wir schaffen es!«

Mike machte sich ebenfalls Hoffnungen. Noch machten die Verfolger keine Anstalten, Pfeil und Bogen einzusetzen.

Noch gut fünfzig Yards…

Mike lief wie ein Sprinter beim Olympiatraining. Zusehends schloß er zu Damona und Timothy Miliar auf.

Im nächsten Augenblick jedoch erlebten die drei Flüchtlinge eine böse Überraschung. Die Felsen schon nahe vor Augen, platzten ihre Hoffnungen, sich in Sicherheit bringen zu können, wie Seifenblasen.

Auch vor ihnen war die Luft plötzlich mit wüstem Kampfgeschrei

angefüllt. Genau dort, wo Damona, Mike und Timothy Miliar Schutz suchen wollten, stürmten zwischen den Felsen weitere Barbaren hervor.

»Verdammt«, zischte Mike, »die Kerle haben für alle Eventualitäten vorgesorgt.«

Sieben, acht Männer stürzten ihnen entgegen, mit erhobenen Schwertern und mordlüsternen Mienen.

Abrupt blieben die drei Flüchtlinge stehen.

Wohin?

Es gab keinen Ausweg mehr. Die Barbaren kamen von vorne und von hinten. Und einige von ihnen schwärmten, jetzt seitlich aus, um den Kreis zu schließen.

»Okay, das war's wohl«, sagte Mike bitter. Er lachte humorlos auf.

»Sagen Sie nicht, wir hätten Sie nicht gewarnt, Tim! Wären Sie in Blairgowrie geblieben…«

Der junge Mann kam nicht mehr dazu, eine Antwort zu geben. Die Angreifer waren heran.

Mike wollte sein Leben so teuer wie möglich verkaufen. Er riß seine Pistole hoch und feuerte blindlings auf die Männer, die sich von allen Seiten auf ihn, Damona und Timothy Miliar stürzten. Aber er hatte keine Chance mehr, sich die Angreifer durch die Schüsse vom Leibe zu halten. Das Magazin der Pistole war leer, die Waffe wertlos.

Scharfgeschliffene Schwertklingen wirbelten vor seinen Augen. Jeden Augenblick mußte ihn der tödliche Streich treffen.

Da hörte er eine befehlende Stimme: »Tötet sie nicht! Der Gott will sie lebend!«

Mike sah, wie Timothy Miliar mit den Fäusten um sich schlug, aber von der Breitseite eines Schwertes am Kopf getroffen wurde und hilflos zusammenbrach.

Damona erging es nicht besser. Muskulöse Arme hatten sie gepackt und rissen sie zu Boden. Sie ging zwischen den Körpern der Barbaren regelrecht unter.

Und auch Mike selbst ereilte das Schicksal. Er spürte einen schneidenden Schmerz am rechten Oberarm. Die leergeschossene Pistole, die er noch immer krampfhaft umklammert hielt, entglitt seinen kraftlos werdenden Fingern. Dann bekam er einen wuchtigen Schlag gegen den Hinterkopf. Es wurde schwarz vor seinen Augen.

***

Selten in ihrem Leben hatte sich Damona so hilflos gefühlt. Sie war von den Barbaren an den Händen und Füßen gefesselt worden und konnte sich praktisch überhaupt nicht bewegen. Sie kam sich vor wie ein gut verschnürtes Postpaket.

Und genauso wie ein Postpaket war sie auch herumgeschubst und

gestoßen worden. Jetzt lag sie im Gras vor dem Haus Ygarrths und fragte sich mit banger Erwartung, was die Barbaren nun weiter mit ihr vorhatten.

Mike und Timothy Miliar befanden sich in derselben Situation wie sie. Die beiden Freunde, ebenfalls gefesselt, lagen neben ihr auf dem Erdboden und waren genauso hilflos. Mike ging es ziemlich schlecht. Er war erst vor wenigen Augenblicken aus einer tiefen Bewußtlosigkeit erwacht. Und er hatte während des Kampfes eine Armverletzung davongetragen. Wenn Damona den Kopf zur Seite wandte, konnte sie das von Blut durchnäßte Tuch sehen, das man ihm um den Bizeps geschlungen hatte.

Eine ganze Weile ließ man sie liegen, ohne sie zu beachten. Dann jedoch gerieten die Dinge in Bewegung. Die Barbaren, es mochten etwa zwei Dutzend sein, bildeten einen weiten Kreis um die Gefangenen.

Ein Mann trat vor.

Ein Mann mit hagerer Gestalt und düsteren Gesichtszügen. Im Gegensatz zu allen andern trug er keine Kriegerkleidung, sondern war in einen schwarzen Umhang gehüllt, der seine Gesamterscheinung noch düsterer wirken ließ. Auf Anhieb hatte Damona eine ganzbestimmte Ahnung, welche Rolle dieser Mann spielte. In ihrer Eigenschaft als Weiße Hexe hatte sie in der Vergangenheit mit seiner Sorte schon des öfteren Bekanntschaft gemacht. Sie hätte wetten mögen, einen Zauberer oder Magier vor sich zu haben.

Und ihre Ahnungen täuschten sie nicht…

Der Schwarzgekleidete stand jetzt direkt vor ihr, beugte sich zu ihr hinunter. Er hielt dabei einen kleinen Gegenstand in der Hand, der silbern glänzte und Damonas Blicke wie ein Magnet anzog.

Ein eisiger Schreckensschauer jagte ihren Rücken hinunter, als sie den Gegenstand aus nächster Nähe sah.

Es war ein Amulett, in das etwas eingraviert war: eine alptraumhafte Schreckensgestalt.

Ein Dämon!

Und Damona wußte auch, welchen Namen der Vertreter der finsteren Mächte trug.

Urian.

Ein Lächeln umspielte den schmalen Mund des düsteren Mannes, als er ihr das Amulett dicht vor die Augen hielt.

»Sieh deinen Herrn, Weib!« sagte er mit einer Stimme voller Triumph.

Verzweifelt zerrte Damona an ihren Fesseln. Sie wußte jetzt, was der Schwarzgewandete mit ihr vorhatte. Seine Worte waren unmißverständlich gewesen.

Aber ihr Strampeln nützte nichts. Sie war nicht in der Lage, sich aus

der Umklammerung der Fesseln zu lösen.

Und dann geschah das, was sie befürchtet hatte.

Der düstere Mann näherte den silbernen Talisman ihrem Gesicht, drückte ihn ihr dann auf die Stirn. Damona stöhnte entsetzt und schloß die Augen.

Zunächst merkte sie nicht viel. Sie spürte nur eine beinahe angenehme Kühle auf der Haut. Aber das sollte sich schnell, sehr schnell ändern.

Das Amulett erwärmte sich, als würde es die Sonnenstrahlen auffangen und wie ein moderner Laser bündeln. Ein schreckliches Brennen machte sich bemerkbar, das Damonas Kopf beinahe zum Platzen brachte. Dabei wußte sie ganz genau, daß diese Empfindung täuschte. Physisch passierte gar nichts, denn es war nur die psychische, schwarzmagische Energie des Dämonenamuletts, die sie spürte. Und diese schwarzmagische Energie strömte unmittelbar in ihr Bewußtsein.

Es gab nichts, was sie dagegen tun konnte. Ihrer eigenen magischen Fähigkeiten beraubt, hatte die böse Aura Urians leichtes Spiel.

Damona konnte keine Abwehrkräfte freisetzen.

Damona wünschte sich zu sterben. Denn das, was sie erwartete, wenn die Aura des Dämonen ganz von ihr Besitz ergriffen hatte, war schlimmer als der Tod.

***

Mike kannte sich inzwischen in der Magie gut genug aus, um sehr bald erkennen zu können, welches finstere Spiel der Schwarzgekleidete mit Damona spielte.

Spiel?

Nein, es war kein Spiel. Es war bitterer, tödlicher Ernst. Ohne jeden Zweifel benutzte der Kerl das silberne Ding in seiner Hand dazu, Damona irgendwelchen schwarzmagischen Einflüssen auszusetzen.

Und die Hexenkräfte seiner Freundin waren auf Grund ihrer Selbsthypnose blockiert!

Mike wußte sofort, was er zu tun hatte. Das Versprechen, das er und Damona Ygarrth gegeben hatten, war unter diesen Umständen null und nichtig.

Ruckartig richtete sich Mike in eine halb sitzende Stellung auf. Einer der Barbaren wollte ihn mit einem Fußtritt wieder in die Bodenlage zurückbefördern. Aber Mike war schneller.

»Osterhase!« brüllte er.

Dann traf ihn der Fuß des Barbaren und nagelte ihn im Gras fest.

Das jedoch machte ihm im Augenblick nicht das geringste aus. Es war ihm gelungen, Damona das Schlüsselwort zuzurufen, das ihren Hypnoblock aufhob.

Gespannt wartete er ab, was nun geschehen würde. Wenn alles so lief, wie es laufen mußte, dann würden Damonas Hexenkräfte erwachen. Da diese jedoch der zynthischen Magie konträr gegenüberstanden, würden sie gleich wieder erlöschen. Aber nicht nur sie, sondern auch alle anderen magischen Kraftquellen in der Mikrowelt. Eigentlich konnte das silberne Werkzeug des Schwarzgekleideten Damona dann nichts mehr anhaben.

Mehrere Sekunden vergingen.

Mike war noch nicht in der Lage, etwas von dem zu sehen, was *um* ihn herum vorging. Der Fuß des Barbaren hielt ihn noch immer nieder, so daß ihm nur der Blick in den Abendhimmel blieb.

Dann aber hörte Mike etwas.

Zuerst war es nur ein unruhiges Gemurmel, das jedoch schnell lauter wurde.

Entsetzensschreie brachen sich Bahn, und hektisches Fußgetrappel drang an Mikes Ohr.

Der Barbar, der ihn im Gras festnagelte, nahm sein Bein jetzt weg.

Mike konnte sich mit einiger Kraftanstrengung wieder ein bißchen aufrichten.

Und jetzt sah er, was geschah.

Es war erschreckend und faszinierend zugleich.

Im Mittelpunkt des Geschehens stand Ygarrth, der verräterische Magier.

Starr wie eine Salzsäule stand der alte Mann da. Schillernde Rauchwolken strömten aus seinem Mund, und seiner Nase, ja selbst aus den schlohweißen Haaren.

Und diese Rauchwolken formten die Konturen einer riesenhaften Schreckensgestalt, halb Mensch, halb Tyrannosaurier, die drohend über Ygarrth in der Luft schwebte.

Der Anblick war zuviel für die Barbaren. Schreiend und ihre Waffen in der Eile zurücklassend, rannten sie in alle Himmelsrichtungen davon. Nur die drei Gefangenen, der Schwarzgekleidete und Ygarrth blieben zurück.

Mike begriff die Zusammenhänge.

Offenbar war Ygarrth von dem Dämonen besessen gewesen, was auch seine feindliche Haltung erklärte. Als nun Damonas Hexenkräfte erwachten, verlor der Dämon seine Macht über den Magier und wurde im wahrsten Sinne des Wortes ausgetrieben.

Jetzt entströmte dem Kopf des Magiers kein Rauch mehr. Und die Gestalt des Dämonen in der Luft löste sich auf, verflüchtigte sich.

Ygarrth war frei vom Einfluß des Bösen, war wieder er selbst.

Und er handelte sofort.

Mit einem Sprung war er bei dem Schwarzgekleideten, der anscheinend noch nicht ganz erfaßt hatte, was vorging. Ein wuchtiger

Schlag Ygarrths, der sein Alter Lügen strafte, und der Magier der Barbaren klappte zusammen wie ein Taschenmesser.

Eine Sekunde später hatte Ygarrth eins der am Boden liegenden Schwerter an sich genommen und eilte auf die Gefangenen zu. Hastig durchtrennte er die Fesseln.

»Schnell«, stieß er hervor. »Wir haben keine Zeit zu verlieren. Die Barbaren werden gleich zurückkommen, wenn sie sehen, daß Urian verschwunden ist.«

Mike stand schon auf den Füßen. Und Damona und Timothy Miliar sprangen gleichfalls hoch.

»Wohin?« fragte Mike wild.

Ygarrth gab ihm keine Antwort, stieß statt dessen ein paar schrille Rufe aus. Seine Rufe blieben nicht ungehört. Ein Rauschen wurde in der Luft hörbar.

Crok und Gyf kamen.

Die vier Menschen brauchten nur ein paar Sekunden, um sich an die Tragseile zu klammern. Dann hoben sich die beiden Harras in die Lüfte.

Keinen Augenblick zu früh.

Laut schreiend und gestikulierend kamen die Barbaren herbeigestürzt.

Aber die Pfeile, die sie abschossen, trafen ihr Ziel nicht. Crok und Gyf hatten bereits so viel an Höhe gewonnen, daß die Geschosse wieder harmlos zu Boden stürzten.

Die Flucht war gelungen.

ENDE